



Der Deutsche im Osten

Jahrgang 4

Mitte März 1941

Heft 3

Dostwerfandort Danzig

INHALT

	Seite
Detlef Krannhals:	Was ist eigentlich die „Volkstumsfrage?“ 147
Horst Joswig:	„Jak świat światem ...“ 154
Karl Baedeker:	Bessarabiendeutsche Köpfe 166
Max Aschkewits:	Burchard Christoph v. Münnich 173
Herbert Böhme:	Begnadung der Erde, Gedicht 182
Fr. K. Gotsch:	Theater, Novelle 183
Hans Fr. Blund:	Königsberg, Gedicht 198
Kulturspiegel des Ostens 199
Inseratenteil 211

Das Titelbild zeigt eine Gruppe bessarabiendeutscher Mädchen, die im Reichsgau Danzig-Westpreußen eine neue Heimat gefunden haben. (Zu unserem Artikel: Bessarabiendeutsche Köpfe, Seite 166.)

Die Bildvorlagen sind von:

Karl Baedeker, Thorn, Seite 145, 167, 169, 171, 172; Foto-Sönnke, Danzig, Seite 201, Kunstdrucktafel V; Dora Barleben, Berlin, Seite 202; Dolf Siebert, Düsseldorf, Kunstdrucktafel I, II, III; Oskar Söhn, Düsseldorf, Kunstdrucktafel IV.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Max Aschkewits, Danzig-Oliva; Karl Baedeker, Thorn; Dr. Hans Friedrich Blund, Möltenhoffhaus, Post Greben/Holstein; Dr. Herbert Böhme, Lochham b. München; Kunstmaler Friedrich Karl Gotsch, Berlin; Bruno Hans Hirsche, Krakau; Dr. Horst Joswig, Danzig; Dr. Detlef Krannhals, Danzig; Lothar P. Manhold, Danzig; Walter Reinders, Stettin; Dr. Eberhard Sarter, Königsberg; Rudolf Schimmig, Posen; Dr. Kurt Schwarzer, Breslau.

Hauptschriftleiter: Dr. Detlef Krannhals, Danzig. Schriftleitung: Dr. Detlef Krannhals — Hanns Strohmenger. Herausgeber: Wilhelm Baräke, Krakau. Verlag: „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig. Gesamtauslieferung: Vertriebsleitung des Hauverlages „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Bezugspreise: Vierteljährlich RM. 3,50, Einzelheft RM. 1,50. Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen. Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.

Druck: A. B. Kafemann, Danzig. Anzeigenverwaltung: „Der Deutsche im Osten“, Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Ruf: 225 51. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leo Meißner, Danzig. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 8 gültig. Zuschriften nur an „Der Deutsche im Osten“, Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12.



Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 4

Mitte März 1941

Heft 3



CHI 1331

D - 171 - 40 / 79 cz 70. -

Detlef Krannhals

Was ist eigentlich die „Volkstumsfrage?“

Mit der Erweiterung des Reichsgebietes in den Jahren 1938/1939 und der Errichtung der neuen Ostgaue hat das Deutsche Reich gewisse Wandlungen seiner Bevölkerungsstruktur erfahren, die Staat und Partei in einigen Gebieten vor neue Aufgaben gestellt haben.

Das Deutsche Reich hat heute über 90 Millionen Einwohner. Ein Reich in dem es neben der alles überbietenden Masse deutschen Volkstums auch hier und da Splitter fremden Volkstums gibt. Dieses fremde Volkstum lebt in einigen im Vergleich zu der Größe des gesamtdeutschen Raumes verhältnismäßig eng umgrenzten Gebieten. Von der Gesamtheit aus gesehen gibt es hier und da in einigen Gauen Gruppen fremden Volkstums, die in der Gesamtbevölkerung dieser Gaue auch wieder nur Teile ausmachen. Es herrscht, was die räumliche Verbreitung, beispielsweise im Reichsgau Danzig-Westpreußen angeht, eine Verteilung der Fremdbevölkerung auf dem Raum einer Reihe von Landkreisen vor, die flächenhaft gegenüber dem Gesamtkomplex des Großdeutschen Reiches gesehen als verhältnismäßig gering erscheinen müssen.

Anders ist das, wenn man von jenem Raum ausgeht, in dem das fremde Volkstum in gewissen Gebietswinkeln gegenüber dem ansässigen Deutschtum heute die Mehrheit bildet. Hier können zwar nicht die Verwaltung und Erfassung, wohl aber das Erkennen, das Sichten des Volkstums und die daran geknüpften Folgen zum Problem werden. Denn wen man heute auch nach dem Inhalt der „Volkstumsfrage“ fragen mag, jeder wird — je nach seinem Arbeitsgebiet, seiner Einstellung zu den Problemen und vor allem nach der Überschau, die er über die Gesamtlage hat — eine andere Antwort geben. Der eine begreift nur den naheliegenden Kleinfram-

des Tages. Er sieht, versteht, ob ganz oder halb ist ihm gleichgültig, urteilt — ob falsch oder richtig ist ihm gleichgültig — und läuft zum Kadi, um dort zu erklären: Beim Landratsamt in X. sei eine Ppsilon beschäftigt, und er glaube gehört zu haben, daß diese einmal ein Verhältnis mit einem einstmals polnischen Postbeamten Zet gehabt habe. Das mißfällt ihm und das Ganze nennt er dann die „Volkstumsfrage“.

Ein anderer hat einen Onkel, den er gern beerben würde. Diesem Onkel aber verweigert der Landrat zu Recht die Anerkennung als Volksdeutscher, weil dieser gute Onkel sagen wir Verbandsleiter des polnischen Westverbandes gewesen ist. Der Nefte kann ihn nicht beerben. Das mißfällt ihm, und das Ganze nennt er dann die „Volkstumsfrage“.

Ein dritter war ein Kämpfer um sein deutsches Volkstum, ein gerader und aufrechter Mann, der um seines Einsatzes willen zu leiden hatte. Er erlebt es in seinem Dorfe, daß Familien als Volksdeutsche Anerkennung fanden, denen er keinerlei Aktivismus nachsagen kann, denen aber auch niemand nachweisen könnte, daß sie etwa Polen wären, weil in den vom Reiche abgeschnittenen Landschaften die Bewegung ihre volkserzieherischen Kräfte nicht an allen ansetzen konnte. Das mißfällt ihm, und das Ganze nennt er dann die „Volkstumsfrage“.

Aber nicht etwa diese kleinen menschlichen Anzulänglichkeiten des Tages bilden den wesentlichen Inhalt der Volkstumsfrage, sondern oft auch die Tragik menschlichen Schicksals, das in dem großen Schmelzriegel der östlichen Grenzlandschaften zwischen den Völkern steht — oft unverschuldet, ja unbewußt. Hier gibt es deutsche Eltern, die in den vergangenen Jahrzehnten mit Schmerz und Trauer ihren Sohn allmählich der mit

Polypenarmen zäh nach der Jugend greifenden polnischen Volkstumspropaganda verfallen sahen. Dort trennt die Zufälligkeit anderen Charakters und anderer Umgebung den deutschen Bruder von der polnischen Schwester. Und in wieviel tragisch zahlreichen Fällen sind völkische Mischehen zwischen deutschen Männern und polnischen Frauen den Kindern heute ein unverschuldetes Verhängnis. Das Eindringen des polnischen Mädchens und der polnischen Frau in deutsche Familien hat in städtischer und dörflicher Umgebung unendlich viel Unheil auf die Betroffenen, vor allem auf die Kinder solcher meist katholischer Ehen gebracht. Kinder, die durch den oft tyrannisch ausgeübten Zwang kirchlicher Druckmittel und mütterliche, nationalpolnische Herrschaft ihrem eigentlichen Volkstum mehr und mehr entfremdet wurden und verloren gingen.

Es kommt daher leicht, daß sich ein jeder unter der „Lösung der Volkstumsfrage“ etwas anderes vorstellt. Der eine meint die Probleme, die durch das Nebeneinanderleben von zwei grundverschiedenen Volkstümern entstehen, der zweite versteht darunter die Notwendigkeit, die Fremdbesiedlung bestimmter Landschaftsräume durch deutsches Volkstum zu ersetzen. Der dritte sieht in der Volkstumsfrage die Schwierigkeiten, die bei dem Auslesevorgang entstehen, wenn man die oft verwandtschaftlich, ja blutlich ineinander verzahnten Volkstümer voneinander scheiden will.

Je mehr in begreiflich lebendiger Anteilnahme den einen dieses oder das andere interessiert, wird er ihm eine Ausschließlichkeit und einen Anspruch zuzubilligen mögen, der die Wichtigkeit der Teilgebiete übertreibt. Vor allem ist es grundfalsch, und das ist vielleicht der beim Durchdenken des Problems am häufigsten gemachte Fehler, den diesem oder jenem bekannten Einzelfall zur Grundlage allgemeiner Beurteilung zu machen. Alle Einzelbehandlungen des großen Komplexes „Volkstumsfrage“ haben hinter der Lösung der großen Hauptaufgabe zurückzutreten und das ist: die völlige Deutschwerdung des ostdeutschen Volks- und Kulturbodens.

Wir sollten uns weiter von vornherein daran gewöhnen, in dem, was wir „Volkstumsfrage“ nennen, ein Führungsproblem zu sehen, ein Problem meine ich, das nicht der Redestoff von nebelumwölkten Stammtischabenden ist, sondern bei dem wir der Führung es ruhig überlassen sollten, sich den Kopf — oder die Köpfe darüber zu zerbrechen. Denn eines ist sicher, gelöst wird das ganze Problem der verschiedenen Volkstümer nicht aus der kleinräumigen Sicht des einzelnen Dorfes oder der einzelnen Stadt, ja nicht einmal aus dem Blickwinkel ganzer Gaubereiche, trotzdem sich unter ihnen schon beachtliche Unterschiede hinsichtlich der Zusammensetzung und der Verzahnung der einzelnen Volkstümer herausgebildet haben, sondern aus der Sicht: Wohl und Wehe des Deutschen Reiches — des deutschen Volkes im Osten.

Es gibt wohl keine Grundfrage in den Gebieten des deutschen Ostens, deren Verständnis so sehr von der genauen Kenntnis ihrer Entstehung abhängig ist, wie die hier von uns angeschnittene. Es genügt hier noch lange nicht, zu wissen: so liegen die Dinge, und darum kann ich sie beurteilen . . . sondern ein sicheres Urteil, ein sicherer Befehl in allen Fragen der Volkstumslenkung ist nur zu geben, wenn man weiß, wie die Dinge wurden, in welcher Zeit sie sich entwickelten und warum hier und dort nicht ein gleichmachendes Lineal angelegt werden kann, um die unbequemen Ecken und Kanten zu beseitigen.

Der räumliche Geltungsbereich für die hier zunächst einmal allein für den Reichsgau Danzig-Westpreußen beantwortete Fragestellung beschränkt sich auf jene Land- und Stadtkreise, die früher einen wesentlichen Teil der ehemaligen Wojewodschaft Pommerellen bildeten. Es handelt sich also um das Gebiet links der Weichsel mit Ausnahme der Landschaft des ehemaligen Freistaatgebietes und um den gesamten Süden des Gaus jenseits der ehemals deutsch-polnischen Grenze.

Daß heute in diesem Bereich der Unterweichsellandschaft deutsches Volkstum da und dort gemischt mit fremdem erscheint, hat seinen eigentlichen Ursprung in dem absichtslosen Verzicht des Deut-

schen Ritterordens auf die ausnahmslose Deutschbesiedlung der zur Zeit seines dortigen Auftretens am Beginn des 14. Jahrhunderts noch nicht deutsch besiedelten Waldzonen des links der Weichsel belegenen küstennahen Streifens, den heute die Kreise Neustadt, Karthaus, Berent und einen Teil von Konitz roh umreißen. Ganz freiwillig war dieser Verzicht nicht. Der Orden hatte in den vorangehenden Jahrzehnten in sorgfältiger und abwägender Planung eine dichte Bauernsiedlung in dem von ihm eingenommenen Gebiet durchgeführt und dabei auch in zahlreichen Dörfern die vorgefundene nichtdeutsche Bevölkerung mit als freie oder halbfreie Bauern angesetzt. Trotzdem blieb im großen und ganzen von dem sich aus Ostpommern und der Neumark bis an die Memel erstreckenden Ordensland im Bereich der sogenannten Tucheler Heide und ihrer nördlich anschließenden Ostsee-Küstenlandschaft ein Streifen fremden Volkstums bestehen. Das war für den Orden um so gefährlicher, als gerade diese Landschaft die Volkstumsbrücke zum Reich hätte bilden sollen. Warum der Orden dieses Land nicht oder doch nur schwächer besiedelt hat, ist heute nicht mit aller Gewißheit zu klären. Es kommen eine Reihe von Momenten zusammen: 1. war es das letzte Gebiet im Bereich Westpreußens, das der Orden damals in Besitz nahm, 2. war die Abgabefähigkeit der deutschen Mutterlandschaften jenseits der Elbe durch jahrhundertelange Besiedlungstätigkeit im Osten gemindert und 3. ist wohl auch eine Auswirkung der Verbreitung von asiatischer Beulenpest — des sogenannten schwarzen Todes — im gesamtdeutschen Raum auf eine Schwächung der Ostwanderung nicht von der Hand zu weisen. So hinterläßt bereits der Orden als erste staatsgestaltende deutsche Macht in diesem Bereich neben rein deutschem Bauernland seinen Nachfahren eine Mischsiedlungszone. Als später der Orden zusammenbricht, gerät das gesamte westpreußische Gebiet zunächst mittelbar und endlich unmittelbar unter den Einfluß der polnischen Krone. Die Folge ist eine Bevölkerungsumsichtung, die in allen hier betrachteten Landschaften um sich griff, aber außerordentlich langsam

vor sich ging. Es kam seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts zu einer Nordwanderung polnischer Bevölkerung (wie übrigens genau so im südlichen Ostpreußen, Masuren), die zunächst das Kulmer Land und darauf auch die nördlicher gelegenen Streifen links der Weichsel erfaßte. Die kaschubische Nordbevölkerung wird von Süden her durch die Polonisierung ergriffen, inselartig gelegene deutsche Dörfer verfallen dem gleichen Schicksal. Vor allem als mit der Mitte des 16. Jahrhunderts die katholische Priesterschaft in Westpreußen mehr oder weniger ausschließlich der polnisch-katholischen Sache dient und in der Gegenreformation die Jesuiten mit dem kirchlichen Seelenfang planmäßig die Absicht der Polonisierung verbinden.

In dieser Zeit erhalten zahlreiche ordenszeitliche deutsche Dörfer polnische Namen und die Zahl der deutschen Menschen, die durch mehr oder minder absichtsvolle Verpolung ihr deutsches Volkstum und auch ihren deutschen Namen verliert, ist Legion.

Es soll damit hier nicht gegenüber brennenden Gegenwartsproblemen eine unfruchtbare Flucht in ihre Geschichte angetreten werden, sondern aufgezeigt werden, daß die Entstehung eines der heute am schwierigsten erscheinenden Probleme, die Volkstumsmischung, in ihren Anfängen recht weit zurückliegt. Noch nicht so weit, daß wir sagen könnten, die Bevölkerung der Unterweichsellandschaften trete uns von Anfang an gemischt entgegen; denn bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts gab es eine unerhört scharfe Trennung zwischen deutsch und undeutsch, die in den Städten bis zum Verlust ihrer Eigenrechte zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Kraft blieb.

Dann aber beginnt mit dem 16. Jahrhundert dieser Prozeß, dem je nach der augenblicklichen politischen und volklichen Stärke der beiden Volkstümer bald das eine, bald das andere unterliegt. Bitter ist für uns heute die Feststellung, daß — vor allem als Westpreußen beginnend mit der Mitte des 17. Jahrhunderts das Opfer schwerer landschaftsverwüstender Kriege wird — das deutsche Volkstum, in erster Linie dort, wo es katholisch blieb, den kürzeren zog.

Wichtig ist weiter die Erkenntnis, daß bestimmte Gruppen der deutschen Bevölkerung Westpreußens diesem Abbröcklungsprozeß getroht haben; besonders die niederdeutschen, mennonitischen und evangelischen Weichselbauern, ob sie nun bei Danzig, in der Sartowitz-Neuenburger Niederung, unter den Mauern Kulms oder bei Leslau saßen. Ständiger Kampf um den Boden, ein andersartiges Religionsbekenntnis, klare deutschbewußte Haltung und nicht zuletzt ein lebendiger Verkehr auf der Weichsel mit den rein deutschen Städten bewahrte sie vor der Gefahr, langsam in ein fremdes Volkstum hinüberzugleiten.

Es muß schließlich auch darauf hingewiesen werden, daß mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts nicht etwa vorwiegend oder rein polnisch besiedelte Landschaften in Westpreußen in den Besitz Friedrichs des Großen kamen, sondern zwar entvölkerte aber doch überwiegend deutsch bewohnte Gebiete. Die Verzahnungs- und Verteilungsprobleme der Volkstumsfrage entstanden in ihrer für die Gegenwart brennenden Schwere erst später. Denn die heutige Volkstumsverteilung im Gaugebiet ist in stärkstem Maße immer noch abhängig von den bevölkerungspolitischen Vorgängen des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn irgendwo durch die preußische Verwaltungspolitik dieses Jahrhunderts schwere Fehler gemacht worden sind, so bekanntlich in der Volkstumsfrage, nämlich in der Behandlung des fremdvölkischen und zwar vorwiegend polnischen oder kaschubischen Volkstums, das im Bereich der damaligen Provinz Westpreußen wohnte. Die Fehler liegen hier nicht etwa in einem zu scharfen Vorgehen gegen das fremde Volkstum, sondern in allererster Linie an einem zu laschen, ja überhaupt nicht vorhandenen Einsatz von staatlichen Machtmitteln gegen den Deutschtumsverlust.

Dem anders als man meinen sollte, war die allgemeine politische Säsur von 1772/96 bzw. 1815, die den Aufstieg der Unterweichsellandschaften einleitete, keine volkstumpolitische. Wenn auch der vor allem auf dem flachen Lande sich vollziehende Polonisierungsvorgang zunächst unmerklich blieb und durch den Zuzug in

die Städte und das Dorf wieder aufgewogen wurde, so ist diese bedenkliche Erscheinung doch wenigstens nicht durch staatliche Mittel gestoppt worden.

Jene ganzen Verquickungserscheinungen der Volkstümer, die uns bereits in ihren Anfängen in den vergangenen Jahrhunderten begegnen, werden durch die Erleichterung der Bevölkerungsverschiebungsmöglichkeiten im 19. Jahrhundert in größtem Maßstabe verschärft. Vor allem vermischt sich die blutliche Trennung im Verlauf dieser Jahre stark, nachdem eine deutliche rassische Trennung schon in der vorausgehenden Zeit teilweise beeinträchtigt war.

Die Umschichtungsvorgänge und Umvölkungsbewegungen im 19. Jahrhundert sind unerhört vielseitig und mitunter auch gegenläufig. So sind fast gleichzeitig in Westpreußen folgende Übergänge festzustellen:

1. Die Anziehungskraft der Groß- und Mittelstädte lockt neben der deutschen auch die fremdvölkische Bevölkerung in die Stadt. Sie wird dort zum überwiegenden Teil durch den Zwang der Verhältnisse von selbst eingedeutscht. Dabei kann es sich in vielen Fällen um einst deutsches und in früherer Zeit verlorengegangenes Volkstum gehandelt haben.

2. Der große Magnet der west- und mitteldeutschen Industriegebiete zieht vor allem Mittel-, Kleinstadt- und Landbevölkerung aus dem Osten fort. In die leerwerdenden Positionen rückt fremdvölkischer Nachwuchs. Die erste Bildung des polnischen Mittelstandes beginnt auf dem Boden des preußischen Staates.

3. Ein Teil dieser „Mittelstands-Neubildung“ erfolgt durch den Zuzug von Ostjuden aus Posen und Kongresspolen. Die mehr oder weniger starke Verjudung der westpreußischen Städte setzt ein, die damit die Plage aller Oststädte ebenfalls zu spüren bekommen.

4. Das Polentum betreibt eine bewußte Expansionspolitik. Der preußische Staat beläßt ihm in den Genossenschaften, Banken, Zeitungen, der Rede- und Versammlungsfreiheit, dem parlamentarischen System usw. usw. alle Mittel, deren eine bewußte, sich loyal gebärdende in Wirklichkeit aber staats- und staatsvolkfeindliche Minderheit bedarf, um sich aus-

zubreiten. Infolgedessen kommt es zu einer umfangreichen Polonisierung von unterer städtischer und dörflicher (Landarbeiter-) Bevölkerung auf wirtschaftlichem und politischem Wege.

5. Die Expansion des Polentums richtet sich geschickt gegen die Front des geringsten Widerstandes der meist armen, sprachlich dem Polen näher erschießbaren und ihm kirchlich gleichgeordneten sog. kaschubischen Bevölkerung. Vor allem in seinen südlichen Gebieten verliert das Kaschubentum durch diese bewußte Volkstumspolitik der Polen erhebliche Bestandteile.

6. Die zweite Angriffswelle des Polentums richtet sich gegen das katholische Deutschtum. Das Zentrum treibt im Osten eine katholische, keine deutsche Politik. Unterstützt von der engstirnigen Haltung der preußischen Regierung in der Form der „katholischen Abteilung“ beim preußischen Kultusministerium entsteht u. a. in den Ostprovinzen eine Schulpolitik, die der Polonisierung nicht nur in die Arme arbeitet, sondern die selbst Polonisierung an sich bedeutet. Der katholisch-polnische Pfarrer macht seine deutsche Gemeinde, seine Beichtkinder bald zu polnisch betenden und sprechenden Deutschen und schließlich zu Polen überhaupt.

7. Durch die sich im ganzen Bereich Westpreußens ausbreitende Doppelsprachigkeit nimmt unter den Konfessionen — in erster Linie natürlich der katholischen — die Zahl der völkischen Mischchen mit dem fortschreitenden Jahrhundert zu. Es kommt — was wir erst jetzt auf dem Wege der Volkstumforschung feststellen — zu einer vom Kaschubentum an sich unbeabsichtigten Kaschubisierung von entlegenen deutschen Inselgemeinden.

Durch diese Fehler der preußischen deutschen Volkstumspolitik im deutschen Osten entstehen also auf den ersten Blick verwirrend viele Volkstumsüberschneidungen: eingedeutschte Polen, eingedeutschte Kaschuben, polonisierte Kaschuben, polonisierte Deutsche, weiter Berdeutschung und Polonisierung von „Kaschuben“, die herkunftsmäßig Deutsche sind, und schließlich Rückpolonisierung von „Deutschen“, die herkunftsmäßig Polen sind.

So sind diese Mischungs- und Verzahnungsvorgänge unter den Augen der preußischen Landräte der wilhelminischen Epoche im Gange, ohne daß Hilfe kommt, die grundsätzlichen Wandel schafft. Denn alle Bemühungen der „Polenpolitik“, der Ansiedlungskommission und der Deutschtumsförderung haben gegenüber diesen Erscheinungen des Volkstumstodes im Osten nichts Umstürzendes zu bewirken vermocht.

Und damit ist die „Volkstumsfrage“ in ihrer eigentlichen Schärfe in jenen Jahrzehnten entstanden und je näher es an den Weltkrieg ging, gewachsen. Ihre Wurzeln sind in jener Zeit zu suchen, einer Zeit also, in der es keinen polnischen Staat gab, sondern nur „loyale preußische Staatsbürger polnischer Nationalität“. Es waren Leute, die mit devotem Grinsen ihrem deutschen Vorgesetzten etwas nach dem Munde redeten und zehn Minuten später hingingen, um in einer Hinterhauswohnung vor 20 Gleichgesinnten eine eben so flammende wie haßerfüllte Rede gegen die „preußischen Räuber“ zu halten.

Die Errichtung des polnischen Staates bedeutet von dem hier eingenommenen Blickpunkt nur die Verstaatlichung der geschilderten Methoden und ihre Ausweitung ins Hypertrophische.

Die Bevölkerungsstruktur Westpreußens, die ja 1910 immer noch eine deutsche Mehrheit aufwies, wurde durch die Verdrängungs- und Ausweisungspolitik der Polen in starkem Maße geändert. Ein unabsehbarer Zustrom von innerpolnischen Elementen änderte vor allem das Volkstumsbild der nun am stärksten vom Deutschtum entblößten Städte völlig. Sehr groß ist in Stadt und Land die Zahl der Vertreter mittlerer Schichten, die in ihrem Volkstum „umfielen“. In vielen Fällen Menschen, die charakterlich unterm Strich standen — und stehen oder aber zur wahren völkischen Zwischen-schicht gehörten, die mit dem Wandel der Ereignisse dem stärkeren Magneten zuliegt.

Das Amerikapolentum wanderte zum Teil zurück und der Polonisierungsdruck auf die Kaschuben verstärkt sich. Den stärksten Anteil am Deutschtumsverlust hat ja in den vergangenen 20 Jahren zweifellos

die Abwanderung gehabt. Hunderttausende von deutschen Menschen mußten das Land zwangsweise verlassen, viele hielten es zum Teil mit gutem Recht unter ihrer Würde, in einer Republik Polen zu leben, anderen fehlten durch Stellung und Beruf in einem polnischen Staate alle Lebensmöglichkeiten.

Ein weiteres Konto des Deutschtumsverlustes der vergangenen zwei Jahrzehnte eröffnen die deutsch-katholischen Gebiete Westpreußens. Die Polonisierungstaktik mit Hilfe der geistlichen Vergewaltigung ist unter dem Zepher des weißen Adlers mit allen Mitteln, deren die katholische Aktion nun einmal fähig ist, fortgesetzt worden. Die Folge ist, daß wir heute in den ehemals deutsch-katholischen Landschaften Gebiete zu erblicken haben, die neben dem Verlust durch Abwanderung die stärksten Einbußen durch Polonisierung erlitten.

Mit dem wachsenden Erfolg dieser Taktiken schwanden den polnischen Machthabern die Skrupel, die Vernichtung aller Deutschen zu fordern. Die polnischen Organisationen stellten sich alle ausnahmslos in den Dienst der aktiven Deutschtumsvernichtung. Ob es nun der polnische Westverband an der Spitze war oder der sehr aktiv deutschfeindliche Verband der polnischen Reserveoffiziere, ob es die unter der Fuchtel der polnischen katholischen Aktion marschierenden polnischen Jugendverbände wie die „Hacerstwa“, die „Strzelce“, der „Sokol“ usw. waren — alle haben im Volkstumskampf in erster Reihe gestanden. Und die Tatsache, daß Mitglieder all dieser Organisationen vor den deutschen Sondergerichten standen, deren Pflicht es war, die Morde an Zehntausenden deutscher Volksgenossen im September 1939 zu sühnen, beweist ihre „unpolitische“ Haltung zur Genüge.

Und so lernen wir die „Volkstumsfrage“ unserer Gegenwart als ein Problem kennen, das eigentlich nur ein Sammelbegriff für die Fragestellungen ist, die aus dem Vorhandensein von deutschem und fremdem Volkstum im Reichsgau Danzig-Westpreußen entsteht und dadurch erschwert wird, daß die Volkstümer nicht klar voneinander trennbar zu sein scheinen.

Es ergibt sich daraus, daß aus den Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart eine Form des Verhaltens gefunden werden kann, die dem Ziele der Deutschwerdung und völkischen Reinhaltung der deutschen Ostgaue ohne Umschweife näher führt.

Die Erfahrungen der Vergangenheit verlangen von uns eine sorgfältige Sichtung des vorhandenen, teilweise gemischten Volkstums. Sie haben bereits eine Trennung zwischen den Volksdeutschen und Fremdvölkischen durchgeführt und sie werden aus der Masse der nur scheinbar Fremdvölkischen jene Elemente aussondern müssen, deren rassische, sprachliche und haltungsmäßige Vergangenheit eine Überführung in die deutsche Staatsbürgerschaft rechtfertigen kann. Hier besteht also die Möglichkeit, scheinbar verlorengegangenes Blut dem deutschen Volkskörper im Verlauf von ein bis zwei Generationen wieder zuzuführen.

Es ist eine Haltung des Deutschen notwendig, die mit sorgfältiger Klarheit und Selbstsicherheit jede polnische Annäherung in Schranken weist. Die Polen sind ein geborenes Volk von unterirdisch Komplottierenden, äußerlich freundlich oder mürrisch loyalen „Mitbürgern“. Die Friedfertigkeit und aalglatte Höflichkeit des Polen ist eine Waffe, mit der er den von ihm innerlich verfluchten Deutschen einwickeln will. Nie sollte ein deutscher Kaufmann, ein deutscher Arbeiter, Beamter, Soldat, Gendarm, Schaffner und was er sonst sein mag, vergessen, daß der Pole sein geschworener Feind ist: — auch dann, wenn er kommt, um freundlich gut Wetter zu erbitten.

Es ist schließlich falsch, hier eine Problemstellung zu vermuten, die nur dem Politiker gegenüberstehe, es ist kleinlich, sie allein dem Verwaltungsbeamten aufzuhalsen und es wäre kurzfristig, die Lösung nur den Wissenschaftlern zu überlassen. Meistern kam sie nur die beständige und vertrauensvolle Zusammenarbeit aller. Wenn der Mann des täglichen Einfaches auf den am Schreibtisch schimpft, so mag das — wie auch umgekehrt — mitunter berechtigt sein. Weiter bringt alle beide nur die gemeinsame Einsicht in die Notwendigkeit und Wichtig-

keit der eben so verschiedenen wie ineinander verzahnten Arbeitsgebiete. Vielleicht greift einmal die doch so einfache Einsicht Platz, daß ohne den Vorgang des wirklichen Lebens der Mann am Schreibtisch arbeitslos wäre und ohne dessen klärende und weisende Vorarbeit der Mann der Praxis wiederum ohne Übersicht und wesentliche Erkenntnis wäre und auf seine kleine menschliche Unwesentlichkeit beschränkte Kärnerarbeit leisten müßte.

Wie schon eingangs betont, ist die eigentliche Lenkung und Lösung der Volkstumsfrage eine Führungsaufgabe, also die Sache Weniger. Ein wesentlicher

Punkt in der Auseinandersetzung um die Einzelfragen der Gestaltung dieses Komplexes liegt aber nicht bei nur Wenigen, sondern beruht auf der verantwortungsvollen Zusammenarbeit aller. Denn das Schwergewicht der Volkstumsfrage liegt ja heute nicht in der Abwehr eindringenden fremden Volkstums, das ist ein Gesichtspunkt, der noch in der Einstellung vieler, aus der Vorweltkriegszeit übernommen wurde — sondern in der verantwortungsbewußten Haltung des Einzelnen an welcher Stelle er auch stehen möge und an seiner vertrauensvollen Zusammenarbeit mit der Führung.

Ulrich von Werdum (1632 — 1681) über die Polen:

»Sie sind aber leichtsinnig und unbeständig, auch allerlei Wollüsten übermäßig ergeben. Wo sie Einsicht haben und die Schwächsten sind, wissen sie sich sehr demütig und geschmeidig zu erzeigen, wo sie aber die weiche Seite finden und Meister werden, sind sie trotzig, übermütig und grausam . . . Sonst ist die polnische Nation durchgehends nachlässig und faul; sie macht überall nur das Notwendigste und läßt den Rest unterwegs«

Aus Karl E. von Voësch „Der polnische Volkscharakter“.

Horst Joswig

„Jak świat światem...“

Gedanken zum deutsch=polnischen Verhältnis in den Ostprovinzen
vor dem Weltkriege und zur Zeit der polnischen Republik

Wenn Geschichte sich auch nie wiederholt, so bleibt sie doch ein großer Lehrmeister in den Rückschlüssen, die sie aus dem Geschehen der Vergangenheit für das Verhalten in der Zukunft zuläßt. Insofern haben auch Betrachtungen zu Entwicklungen, die bereits verfloßenen Tagen angehören, oftmals einen starken gegenwartsnahen Akzent. Diesen Eindruck läßt auch die Lektüre zweier neuer Erscheinungen auf dem Büchermarkt erwachsen. Es sind dies zwei Bücher, die in Einzelfragen geschichtliche Entwicklungen des Bodens im Osten seit der Jahrhundertwende in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung stellen. Dr. Berthold Wiegand hat in der Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H. (Paul Rosenberg) 1940 ein Buch über „Die antideutsche Propaganda der Polen von 1890 bis 1914“ erscheinen lassen¹⁾. Als eine geradezu planmäßig entworfenene Ergänzung dazu erscheint der ganz unabhängig davon veröffentlichte Band „Die polnische Presse im Kampf gegen die deutsche Volksgruppe in Posen und Westpreußen“ von Dr. Fritz Prause, in der Schriftenreihe „Zeitung und Leben“ im Konrad-Tritsch-Verlag, Würzburg-Almühle 1940 herausgekommen. Beide Bücher mögen bei Betrachtung der Themenstellung im ersten Augenblick als unaktuelle Untersuchungen über Fragen der Vergangenheit erscheinen. Sie tragen aber ganz im Gegenteil den Stempel höchster Aktualität, weil hier Fragen angeschnitten werden, die heute wieder für den Osten von fundamentaler Bedeutung sind.

Es ist dabei aufschlußreich, die Ergebnisse der beiden Untersuchungen nebenein-

anderzustellen. Streift nämlich der eine Band unter seinem besonderen Gesichtspunkt grundlegende Fragen des deutsch-polnischen Verhältnisses zur Zeit deutscher Oberhoheit, so tritt der andere auf Grund eingehenden Materialstudiums der gleichen Frage des deutsch-polnischen Verhältnisses im gleichen Raume unter polnischer Oberhoheit näher. Die Erkenntnisse, die sich aus dieser Gegenüberstellung ergeben, könnten nicht zuletzt Grundlage für maßgebliche Verhaltensgrundsätze bei der deutschen Arbeit der Gegenwart für die endgültige Rückgewinnung des Landes im Osten sein.

Die deutsche Ostpolitik im vergangenen Jahrhundert wurde auf lange Zeit maßgeblich beeinflusst von den Nachwirkungen der romantischen Polenschwärmerei mit ihrem Höhepunkt in der Zeitspanne von etwa 1830 bis 1850. Dieser Zwanzigjahresraum hatte eine fast unglaublich erscheinende, politisch geradezu selbstmörderische Verherrlichung polnischer Hochverräter und Banditen erlebt. Ein entschiedener Gegner dieser Richtung war Bismarck, der allein um dieser Fragen willen oft genug schwersten Angriffen der Parlamentarier ausgesetzt war. Er sah das Verderbliche einer schwärmerischen Polenpolitik in aller Klarheit und hinter seinen Warnungen vor Zugeständnissen gegenüber polnischen Forderungen stand seine klare Stellungnahme in der Auflösung der sogenannten „Katholischen Abteilung“ im Preussischen Kultusministerium in der „Kulturkampf“-Atmosphäre.

Allerdings mündete die nachbismarckische Politik schnell in den in entgegen-

¹⁾ Vergleiche unsere Besprechung in Jahrgang 3, Heft 6, S. 422.

gesetzter Richtung verlaufenden „Versöhnungskurs“ ein. Die polnischen Versöhnungspolitiker mußten, daß ihre Reichstagsstimmen für die Regierung wertvoll waren. Sie ließen sich ihr Votum für Regierungsvorlagen mit Zugeständnissen an die polnische Volksgruppe bezahlen. Es gab in dieser Hinsicht Erscheinungen, aus absolutem politischem Unverständnis erwachsen, die jedem Deutschen die Zornesröte ins Gesicht hätten schießen lassen müssen. 1893 wurde zum Beispiel die Wehrvorlage im Parlament durch Unterstützung der Polen gerettet. Die Ja-Stimmen der polnischen Abgeordneten sicherten der Caprivi-Regierung die Durchbringung der Heeresvorlage. Es ist dies ein wahrhaft zutiefst beschämendes Ereignis, daß die Reichsregierung im Parlament von fremdvölkischen Stimmen abhing, um die deutsche Wehrkraft stärken zu können. Denn diese Stärkung der deutschen Position auf der einen Seite bedeutete zugleich eine Schwächung auf der anderen. Selbstverständlich nämlich verlangten die Polen für ihre Stimmen, die sie der Regierung gaben, bedeutende Zugeständnisse in Westpreußen und Posen. Um einer parlamentarischen Mehrheit willen mußten deutsche Lebensrechte aufs Spiel gesetzt werden, so läßt sich am kürzesten diese Form deutscher Vorkriegs-Ostpolitik kennzeichnen.

Denn daran ließen die Polen selbst gar keinen Zweifel, daß es ihnen nur um den „Verdienst“ in ihrer Auffassung der „Versöhnung“ ging. Sie machten sie solange mit, wie der parlamentarische Kuhhandel ihnen Vorteile bot. Ein polnisches Blatt, der „Orędownik“, erklärte 1893 ganz offen, die ganze Loyalität der Versöhnungspartei sei nichts weiter als ein Geschäftstrieb. Auch sie bestrebe nur „ein Polen von Meer zu Meer“. Wir haben keinen Grund, derart offene polnische Aussagen anzuzweifeln, wir erkennen darin nur eine Bestätigung dessen, daß Loyalität für die Polen nichts anderes bedeutete, als getarnte Vorbereitung zum Hochverrat. Gerade angesichts dieser polnischen Zielstrebigkeit muß allerdings die Harmlosigkeit — wenn man es so bezeichnen will — der deutschen Parlamen-

tarier und auch höchster deutscher Regierungsstellen verblüffen.

Als sich nach Durchbringung der Militärvorlage herausstellte, daß die preussische Regierung nicht neue weitgehende Zugeständnisse vorbereitete, sahen die Polen für den weiteren Versöhnungskurs keinen Grund. Das Ende dieser Periode läßt sich um 1894 datieren. Kaiser Wilhelm II. selbst, der einige polnische Adlige seiner Umgebung zur Demonstration seiner Versöhnungspolitik besonders gern mit Auszeichnungen bedachte, sah sich im September dieses Jahres zu mahenden Worten gedrängt, als er in Thorn, wenn auch verhältnismäßig sanft, unter anderem erklärte: „Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß die hiesigen polnischen Mitbürger nicht so auftreten, wie man es erwarten und wünschen könnte. Mögen sie daran denken, daß sie nur dann auf meine Gnade und Gewogenheit in dem Maße wie die Deutschen rechnen können, wenn sie sich unbedingt als preussische Untertanen fühlen werden.“ Die Polen wollten sich offenbar nicht als preussische Untertanen fühlen und, da sie offenbar meinten, daß die Versöhnungspolitik nicht mehr einbringen konnte als sie bereits hatte, so gaben sie sie gern auf, indem sie gar des Kaisers Worte als Kampfansage werten wollten.

Wiegand schreibt in seinem Buche zu diesen Begebenheiten am Beginn eines neuen Entwicklungsabschnittes in den deutsch-polnischen Beziehungen: „Wie mußte es Bismarck zu Mute sein, wenn er in jenen Tagen sah, daß der Kaiser nicht anders konnte als die von dem Altreichskanzler vorgezeichneten Wege in der Polenpolitik wieder aufzunehmen, von den Polen selbst auf diese Wege gewiesen wurde. Bismarck hat nie aufgehört, vor den Schäden, die durch Nachgiebigkeit gegenüber den polnischen Ansprüchen entstehen mußten, zu warnen.“

Deutsche des Ostens, aus Posen, wandten sich in diesen Tagen bezeichnenderweise an den Altreichskanzler. Die Menschen, die im Osten lebten, aus dem täglichen Umgang mit den Polen diese wohl einzuschätzen wußten, brachten mit ihrer Huldigungsfahrt nach Warzin dem eiserernen Kanzler ihr Bekenntnis zu seiner

Ostpolitik dar, deren einfaches Ziel es war, dem Deutschtum in den östlichen Grenzmarken sicheren Bestand und Schutz gegen polnische Bestrebungen zu geben. Der „Verein zur Förderung des Deutschtums“ wurde bei dieser Gelegenheit gegründet. Seine Führung hatten Dr. von Hansemann, Kennemann und die Brüder von Tiedemann. Nach den Anfangsbuchstaben der Namen dieser Männer, H K T, wurde von polnischer Seite als Schimpfname der Begriff „Hakatisst“ gebildet. Eine deutsche Abwehrfront sollte in diesem Verein gegen die polnische, sich steigende Ausdehnungsagitation entstehen. Daß diese Vereinsgründung im Schatten der historischen Gestalt Bismarcks entstand, läßt noch einmal die Klarheit seiner Haltung in bezug auf Fragen des deutschen Ostens erkennen.

Obwohl der Verein leider nie die Breitenwirkung einer Volksbewegung im Osten erhielt, im wesentlichen sich nur auf Beamtenkreise beschränkte, ahnten die Polen sofort einen Feind. Ihr wütendes Echo konnte am deutlichsten den Wert einer solchen Gründung unterstreichen, die nicht mehr der Regierung allein die Rückdrängung polnischer Bestrebungen überlassen wollte, sondern wertvolle Hilfestellung aus der Ganzheit des Volkes zu organisieren hoffte. Der Schutzverband wurde durch die polnische Pressepropaganda, die sich damals in hochverräterischem Treiben frei im preussischen Gebiet entfalten konnte, zu einem Angriffsverband gestempelt, einfach deshalb, weil Deutsche in deutschem Gebiet sich nicht vom polnischen Element verdrängen lassen wollten. Jeder Deutsche im Osten, der sein Deutschtum vertrat, wurde als Hakatisst verschrien und es gab sogar Deutsche, die in völliger politischer Ahnungslosigkeit solche Begriffe übernehmen konnten.

Als bei den Reichstagswahlen 1898 die polnischen Abgeordneten von 19 auf 14 Sitze zurückgingen, da konnte der Verein zur Förderung des Deutschtums einen wesentlichen Teil des Erfolges für sich buchen. Denn seine Aufklärungsarbeit dürfte es erreicht haben, daß die Polen sich nach der Wahl beklagen mußten, daß sie auf mehr deutsche Stimmen

gerechnet hätten. Bismarck aber sandte noch wenige Wochen vor seinem Tode an Major von Tiedemann ein Schreiben, in dem er seine Freude, verbunden mit seinen Glückwünschen an den Ostmarkenverein über die guten Wahlergebnisse aussprechen konnte.

Tragisch will es neben diesem Klarblick des Sohnes östlichen Bodens, des Altreichskanzlers, anmuten, wenn man daneben den Kurs der amtlichen Politik betrachtet. Fürst Chlodwig von Hohenlohe war zu jener Zeit Reichskanzler geworden, als der Kampf der Polen gegen den Ostmarkenverein, gegen die Hakatissten, entbrannte. Im Herrenhause ritt der gebürtige Pole, Graf Hutten-Czapski eine scharfe Attacke gegen den Hakatismus. Dabei wurde offenbar, daß dieser Angriff zwischen dem Grafen und dem ihm nahestehenden Reichskanzler vereinbart war! Das zeigte sich nämlich für jeden, der es wissen wollte darin, daß Hohenlohe dem freisprechenden Hutten-Czapski nach Manuskript antwortete. Hutten-Czapski selbst schildert Hohenlohe, sein Verhältnis zum Osten zugleich andeutend, in folgenden Sätzen seiner Darstellung „60 Jahre Politik und Gesellschaft“: „Die raube Luft, die aus den Kampfgebilden des Ostens wehte, und bald zum Sturm wurde, war dem feingeläuteten Grandseigneur aus alter süddeutscher Kultur fremd und unbehaglich.“

Unter solchen Voraussetzungen gewinnt die Ahnungslosigkeit, mit der man in Deutschland selbst in führenden Kreisen dem Geschehen in den Ostgrenzbezirken gegenüberstand, ein erschütterndes Ausmaß. Wenn auch die preussische Regierung zu dieser Zeit im wesentlichen straflos vorging und mit den Maßnahmen in den polnischen Gebieten allein zu schaffen hatte, so ist doch ersichtlich, daß die Haltung an der Spitze des Reiches nichtsdestoweniger Maßstab des allgemeinen Verhaltens sein mußte.

Dazu kam die aus absoluter Ankenntnis um die Probleme erwachsene Haltung weiter Kreise des deutschen Volkes. Bekannt ist, daß im Westen, so in der Umgebung der „Kölnischen Volkszeitung“, die Polenfreundlichkeit stets gleichbleibend groß war. Dort, wo man keinen Begriff von dem Ausmaß und dem

Aussehen öffentlicher Problemstellungen hatte, konnte eine derartige Haltung Kreise ziehen. Wiegand hat recht, wenn er hier an das Wort erinnert: Die Liebe zu den Polen wächst mit dem Quadrat der Entfernung. Für unsere Tage ergibt sich daraus die logische Einsicht, daß jeder, der aus anderen Bezirken des Reiches kommt, unbedingt mit polnischem Wesen und polnischer Grundeinstellung vertraut gemacht werden muß — wozu allein schon der Bromberger Blutsonntag nie verlockendes Anschauungsmaterial liefern kann — ehe er an die Arbeit schreitet.

In diesem Zusammenhang gehört ein Blick auf die Haltung des Zentrums. Zur kritischen Beleuchtung seiner Einstellung ein knapper Hinweis auf die gepflegte Sitte des Wahlbündnisses mit den Polen. Als die deutsch-polnischen Reibungen durch polnische laute propagandistische Herausforderungen ein starkes Ausmaß angenommen hatten, im Jahre 1908, konnten in den Landtagswahlen auf Grund eines solchen Wahlbündnisses die Polen in Posen mit Hilfe der Zentrumsstimmen einen Sieg erringen. Das halte man sich vor Augen, daß eine deutsche Partei die Stimmen deutscher Wähler dazu mißbrauchen ließ, daß sie im Tausch gegen etwaige Gewinne an polnischen Stimmen im Westen gegen die deutsche Stellung in den Ostgebieten eingesetzt werden konnten! Um einiger belanglos lächerlicher Wählerstimmen für eine Partei im parlamentarischen Schacherspiel wurden Lebensinteressen des ganzen Volkes verhandelt.

Angesichts solcher Begebenheiten, aber auch nur unter solchen Begebenheiten, wird man die fast uneingeschränkte Agitation der Polen in ihrer Presse innerhalb der Grenzen des Zweiten Reiches verstehen können, die offen eine Entdeutschungs- und Polonisierungspolitik trieben. Die im Buche von Dr. Wiegand zitierten polnischen Pressestimmen sprechen eine erschreckende Sprache. Boykottaufrufe gegen die Deutschen wurden in Blättern veröffentlicht, die finanziell oftmals auf die Summen angewiesen waren, die für Inserate aus den Werbefonds

deutscher Firmen in ihre Kasse flossen. Der Tatbestand des Hochverrats war nicht selten in Artikeln dieser Presse gegeben, ohne daß der Staat ernsthaft einschritt. In ihrer Ausgabe vom 6. August 1905 konnte die Posener „Praca“ z. B. unbeanstandet einen Artikel veröffentlichen, in dem es hieß: „Das Interesse der polnischen Nation heischt imperativ eine Niederlage des größten, uralten Feindes, eine Niederlage Deutschlands . . .“ So geschrieben und veröffentlicht innerhalb deutscher Reichsgrenzen! Im gleichen Atemzug schrieb dieses Blatt aber unbekümmert über deutsche „Germanisierungspolitik“, als ob die Tatsache des Erscheinens eines solchen Artikels allein nicht das Gegenteil in die Welt hinausrief, nämlich, daß die Polen im deutschen Lande sich benehmen konnten, als seien sie eine selbständige Macht neben dem Reiche.

Aber die Presse war noch nicht einmal der gefährlichste Gegner. Denn so schreibt Wiegand: „Der fruchtbarste Nährboden der polnischen Agitation war die katholische Kirche; und das vor allem, weil im Kulturkampf wirkungsvolle Formen des Kampfes gegen den Staat herausgebildet waren.“ Die Pressepropaganda hätte man deutscherseits, den Willen dazu vorausgesetzt, durch Verbote in den Rahmen weisen können. Der Agitation der Geistlichkeit aber war schwer beizukommen. Die einfältige polnische Bevölkerung wurde von den Priestern fest in der Hand gehalten. Diese trieben mit der Gleichsetzung von katholisch und polnisch ihre Polonisierung. Die Drohung mit den Schrecken der Folgen der Sünde spielte dabei eine gewichtige Rolle. Durch Zeugenaussagen gerichtlich belegt ist der Fall, daß ein Geistlicher den Kindern, die in der Schule deutsch beteten, das Beten in deutscher Sprache als schwere Sünde hinstellte, da es vom lieben Gott nicht verstanden werde. Deshalb müsse die Kirche dagegen einschreiten.

Diese Art der Propaganda mußte eines Tages schwerwiegende Folgen zeitigen. Sie zeigte sich erstmalig im Wreschener Schulstreik. Der Vorfall an sich war unbedeutend, die Fol-

gen alarmierend. Den polnischen Kindern wurde damals gemäß den Bestimmungen in der Unter- und Mittelstufe der Religionsunterricht in polnischer Sprache gegeben, in der Oberstufe jedoch, nachdem man sich gründlich überzeugt hatte, daß ihre Kenntnisse in Deutsch hinreichten, in deutscher Sprache. Dagegen organisierte der Vikar Łaskowski in Breschen im Jahre 1901 den Widerstand der Eltern. Die Kinder weigerten sich darauf in der Schule, deutsch zu antworten. Zaghaft fragten die Lehrer bei der vorgesetzten Behörde um Rat. Der Kreisschulinspektor erschien und erlebte, daß 14 Kinder sich in der Kenitz besonders auszeichneten. Sie erhielten Prügel — viel zu spät könnte man heute sagen. Als Ergebnis der Hehe des Vikars ereignete sich das Unglaubliche: Ein Schulsturm von rund 200 Frauen. Ein folgender Prozeß, der als Gesamtergebnis 18 (!) Tage Gefängnis hatte, rief eine unverächtete neue Hehe hervor. Der „Dziennik Berliński“ konnte schreiben: „Der Hakatismus hat gesiegt, aber die deutsche Allgemeinheit wird diesen Sieg teuer bezahlen müssen . . .“ Im Schulstreik der Jahre 1906/07 mit etwa 50 000 streikenden Kindern zeigte sich, daß das Breschener Beispiel für die Polen Früchte trug. Es häuften sich nach Schürung durch die Geistlichkeit die Fälle von neuen Streiks, als die Behörden den Religionsunterricht in der Mehrzahl der Schulen Westpreußens und Posen in der Ober- und Mittelstufe in Deutsch geben ließen. Auch da setzte sofort die polnische Propaganda mit wüsten Verunglimpfungen ein.

Der Sinn all dieser auf eindeutig polnischer Provokation beruhenden Zwischenfälle wurde sichtbar, wenn man einen Blick in die Auslandspresse jener Zeit tat. Der Schulstreik genau so wie der Fall Breschen ging durch die Verbindungen polnischer Journalisten nach Paris, London und Moskau durch die Welt als Schandmal deutscher Polenunterdrückung. Zerlagene Kinderhändchen, als Vorboten der abgehackten Kinderhände im Weltkrieg, eingesperrte Mütter und was sich sonst an Rührseligkeiten erfinden ließ, diente als Großerfolg der polnischen Propaganda zur antideutschen Welthehe.

Die Erfolge zeigten sich, als beispielsweise in Paris eine Versammlung abgehalten wurde unter dem Schlagwort: „La Prusse contre la Pologne, le droit et l'humanité“. Hier erhielt die deutsche Laskheit gegenüber polnischen Agitationsmethoden eine Quittung. Hier zeigte sich der Erfolg der polnischen Propagandafreiheit: sie wurde zur Lügenhehe gegen die mißbraucht, die diese Freiheit gewährten. Als Auswirkung — der grausame „deutsche Barbar“ wurde in den Augen der Weltöffentlichkeit so konstruiert — erwachsen aus der deutschen Nachlässigkeit und Schlassheit in ostdeutschen Fragen größte weltpolitische Folgerungen. Das genaue Gegenteil der Tatsachen ergab sich aus scheinbar unbedeutenden Anlässen im großen: der „unterdrückte Pole“ geisterte durch die Gemüter. Deutsche Langmut und Duldsamkeit aus absolutem Unverständnis polnischen Wesens erhielt, derart ihre Quittung. Überaus lehrreich diese Beispiele!

Während die Polen aber in den Augen der Weltöffentlichkeit sich selbst in das Licht von Opfern der deutschen „Germanisation“ gesetzt hatten, wußten sie selbst sehr gut, wie günstig ihr Leben im preußischen Teilgebiet sich entwickeln konnte. Als die Nationaldemokratie in Posen für die „National-Liga“ zu werben versuchte, machte der „Orędownik“ ein bemerkenswertes Eingeständnis, worin er selbst die polnische Propaganda mit der angeblichen Unterdrückung der Polen in Preußen Lügen strafte. Es heißt dort, die Posener hätten den lauten Rummel um die National-Liga gar nicht nötig, sie könnten sich in ihren Bestrebungen frei entfalten. „Unter preußischem Zeppter brauchen wir weder eine National-Liga noch geheime Aufrufe, hier bildet Gott sei Dank unsere ganze Volksgemeinschaft, die gesamte Nation eine National-Liga, die nicht übel aufmarschiert ist.“ Ja, wo bleibt hier die laut in die Welt geschriene Unterdrückung der Polen durch die Deutschen?

Soweit ein Beispiel dafür, daß nach polnischem Urteil die Polen sich durchaus nicht in ihrer persönlichen und völk-

schen Entfaltung unterdrückt fühlten. Auf wirtschaftlichem Gebiet sah es nicht anders aus. Dafür sei wieder ein polnisches Urteil zitiert. Als nämlich die Amerikaner, ihrerseits im Banne der polnischen Heßpropaganda gegen die „germanische Unterdrückung“, polnische Siedler für Amerika anwerben wollten, rief die polnische Presse ein lautes Halt! Der „Goniec Wielkopolski“ schrieb 1909, man müsse den Amerikanern sagen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse besser seien denn je. In der Landwirtschaft stünden die Erzeugnisse gut im Preise. Auf dem Lande etwas zu erreichen, sei nicht schwer. Wie viele der polnischen Bauern hätten ihre Söhne der Intelligenz zugeführt, sie Geistliche, Ärzte, Rechtsanwälte werden lassen, hätten ihre Töchter gut ausgestattet und ihre Wirtschaften dann noch den Kindern schuldenfrei übergeben. Soweit das polnische Blatt. Soweit eine von vielen Stimmen, die zugab, was die Polen unter deutscher Führung und auch Förderung erreichen konnten. Und was war der Dank? Das Haßgeschrei gegen die Deutschen, die Heße in der Weltpresse gegen die, die ihnen eine freie Entwicklung gewährleisteten.

Die polnische Presse selbst bezeugte indessen freimütig den Deutschen den Unsinn ihrer Politik der Zugeständnisse. Ganz offen schrieb man ihnen ins Stammbuch, welch ein Irrsinn ihr Tun sei, ohne daß man wenigstens diese polnische Sprache deutscherseits damals überall verstanden hätte. Der Lemberger „Przegład Wszeczpolski“ setzte sich gelegentlich mit der deutsch-polnischen Situation grundsätzlich auseinander und schrieb dazu u. a.: „Das Erhalten der östlichen Provinzen, in welchen die polnische Bevölkerung anfässig ist, ist für die preussische Monarchie von größtem Interesse, ist für sie geradezu eine Lebensfrage.“ Hier zeigt ein polnisches Blatt mehr Einsicht als mancher Deutsche jener Tage. Weiter macht das Blatt ein bemerkenswertes Eingeständnis. Zugeständnisse von deutscher Seite an die Polen, so heißt es, können den Besitz der östlichen Provinzen für das Reich nicht sichern. Wenn auch die Regierung die

polnische Ortsbevölkerung für sich gewinne, „würde sie das natürliche Bestreben unserer Nationalpolitik nicht aufhalten, nämlich die Vereinigung aller früheren polnischen Landessteile“. Hier wird den Deutschen ganz offen von polnischer Seite bestätigt, was Zugeständnisse ihrerseits bedeuten: Stärkung der Agitation zur Lostrennung deutschen Gebietes vom Reichskörper. Wie weit die polnischen Ziele dabei gefehlt waren, zeigt das gleiche Blatt, wenn es weiter schreibt: „Armselig wäre tatsächlich das künftige Polen nicht nur ohne Posen, sondern auch ohne Schlessien, ohne Zutritt zum Meere, also ohne Danzig und Königsberg.“ Im gleichen Zusammenhang weist das Blatt aufschlussreicherweise die „Redensarten von der deutschen Begehrlichkeit“ zurück und prangert sie an, womit ein neuer Beleg dafür gegeben ist, daß alle in dieser Richtung strebenden Propagandaveröffentlichungen nichts weiter sind, als erfundene Lügen zum Zwecke polnischer Agitation gegen die Deutschen.

Mußte hiernach nicht die ganze deutsche Politik mit Bezug auf die Ostgebiete als glatte Narrerei im polnischen Urteil erscheinen? Kurz und sachlich ist hier gesagt, daß Zugeständnisse machen nach polnischem Urteil deutschen Selbstmord bedeutet. Das kann beweisen, wie lächerlich Mitleidsideologien gegenüber den Polen wie damals auch genau so heute sind. Wenn man es selbst nicht so scharf formulieren wollte, hier sprechen die Polen vom Irrsinn der ehemaligen deutschen Politik im deutschen Osten.

In der polnischen Agitation der Vorkriegszeit spielte das österreichische Teilgebiet Galizien eine besondere Rolle. Dem Lande war seit 1866 die Autonomie zugestanden worden und die Polen hausten in dem Gebiete, das letztlich immerhin einer deutschen Oberhoheit unterstand, als seien sie die Herren des Bodens. Das Deutschtum Galiziens hatte damals — wohlgemerkt unter deutscher Oberhoheit — nichts zu lachen. Polnische Blätter forderten zum Boykott der Deutschen offen auf, wie beispielsweise die Lemberger „Nowa Reforma“, die 1895 schrieb: „Unterstützen

wir mit unserem Gelde nicht eine Nation, die uns konsequent aus dem Lande verdrängt und mit Dünkel zum wirtschaftlichen Kampf herausfordert. . . Fordern wir von den schon länger hier ansässigen Deutschen, daß sie polnische Arbeiter und Handwerker beschäftigen und in ihren Geschäften polnische Verwaltung einführen.“ Hier taten also die Polen tatsächlich unter österreichischer Herrschaft so, als seien sie die Herren des Landes, die Deutschen Untertanen, mit denen man schalten und walten konnte nach eigenem Willen.

Was sich die Polen zu jener Zeit aber erlauben konnten, das geht noch weit über diese Frechheiten hinaus. So sprach im Jahre 1909 z. B. ein polnischer Professor zu den Teilnehmern einer der üblich gewordenen Pilgerfahrten aus dem Reich. Er führte dabei in seiner Ansprache auf dem Markt in Krakau, dessen Bauwerke von deutscher Schöpferkraft sprechen, u. a. aus: „Hier auf dieser heiligen Stätte in Krakau ruht der weiße Adler, schon sieht man, wie er den ihn deckenden Grabstein hebt, um die . . . gierige schwarze Bestie — den deutschen Adler — zu vernichten.“ Das war zu österreichischer Zeit in Galizien möglich. Das Ungehenerliche aber war, daß auf diesem Boden Untertanen aus dem deutschen Teilgebiet planmäßig gegen ihre Regierung verhetzt werden konnten, ohne daß eine amtliche österreichische Stelle eingeschritten wäre. An diesem Beispiel aber zeigt sich auch, was im preussischen Gebiete hätte werden können, wenn man in extremster Fortsetzung des Versöhnungskurses wie in Österreich etwa die politisch unreifen Polen in den Genuß gänzlich ungehinderter Anwendung ihres „Versöhnungskurses“ hätte kommen lassen. Weit davon entfernt war man ohnehin nicht in der Zeit der Versöhnungsära.

Zweifellos aber hatte die österreichische Autonomie für Galizien ganz wesentliche Auswirkungen für den ganzen Osten, denn die polnischen Blätter Kleinpolens gingen über die Grenzen und ihre aufbegehenden Artikel sollten über die Grenzen gehen, um als Exportware im deutschen Ostgebiet aufstachelnd zu wirken.

Unmöglich aber will es heute scheinen, daß von der Tribüne des österreichischen

Reichsrates her eine antideutsche Propaganda möglich war. Tschechische und polnische Abgeordnete konnten in einem immerhin deutschen Staatswesen reichsfeindliche Reden halten, die bei einer Debatte über den bereits vorher erwähnten Breschener Fall in den Worten eines tschechischen Abgeordneten gipfelten: „Da habt ihr die deutsche Kultur!“ Eine derartige Debatte mit solchen aufwiegenden Parolen, die anschließend durch die Weltpresse gingen, bedeutete die unverschämteste Einmischung in Reichsverhältnisse, ohne daß irgendeine Amtsstelle des deutschen Bündnispartners Österreich dagegen eingeschritten wäre. Im Gegenteil, das stillschweigende Einverständnis des Reichsrats-Präsidenten wurde bei Gelegenheit einer Debatte gegen das Entgeignungsgesetz offenbar, als Polen und Tschechen eine regelrechte antideutsche Demonstration auf dieser Debatte vor dem österreichischen Reichsrat aufbauten. Auf Protest deutscher Abgeordneter mußte Präsident Weißkirchner damals zwar zugeben, daß innerdeutsche Angelegenheiten nicht vor dieses Forum gehörten, aber seine Einstellung wurde klar genug, als er ergänzend sagte, die Stelle von der er spreche, verbiete es ihm, seine persönliche Meinung zu dem Verhalten der preussischen Regierung bekanntzugeben.

Bismarck hat zwar gelegentlich die österreichische Polenbehandlung mit ihren grenzenlosen Freiheiten als ein wesentliches Moment der Wiener Politik gegenüber der rücksichtslosen Polenpolitik Moskaus gedeutet, wenn man sich aber die eben aufgewiesenen Auswirkungen des deutschen Dualismus Reich—Österreich vor Augen hält und die Rückwirkungen auf die Situation in den Ostmarken des deutschen Gebietes besonders beachtet, dann erst wird man voll ermessen können, was es heute bedeutet, daß der Weichselraum in ganzer Ausdehnung zum erstenmal in geeinter deutscher Hand ist. Das Gebiet des österreichischen Galiziens von einst als Störenfried der deutsch-polnischen Beziehungen wird jetzt als Teil des Generalgouvernements, des „Rechenlandes“ des Reiches, eine ähnliche traurige Rolle nie mehr

spielen können. Dafür bürgt die einheitliche deutsche Führung im gesamten Weichselraum.

Der Notwendigkeit, hier bereits Schlussfolgerungen aus der damaligen deutschen Haltung zu deutschen Ostfragen zu ziehen, entheben uns die Polen selbst. Ein Blick auf ihr Vorgehen in genau dem gleichen Raum nach dem Weltkrieg drängt Schlussfolgerungen für eine Nutz-anwendung geradezu auf. Die Zeit der polnischen Herrschaft in den jetzt wieder deutschen Ostprovinzen spricht in ihren Ereignissen eine fast aufdringlich deutliche Sprache, gerade wenn man den Vergleich zu dem deutschen Vorgehen in dem vorhergehenden Abschnitt ziehen will.

Erst einmal ließen sich die Polen im Versailler Diktat in den Artikeln 92 und 297 die Rechte zugestehen, alle Besitztümer wie auch alle Rechte deutscher Reichsangehöriger zu liquidieren, soweit sie sich in Polen befanden. Diese erste als ganz selbstverständlich hingestellte Maßnahme ist geeignet, dem deutschen, damaliger Zeit so laut angefeindeten Ent-eignungsgesetz das ihm entsprechende Aussehen zu geben. Die unglaublichen Vorkommnisse des Schulstreiks nach dem vorhergehenden Breschener Fall, die immer stärker und mit Erfolg arbeitenden polnischen Bestrebungen zur Verdrängung der Deutschen aus den Ostprovinzen verlangten von der Regierung Bülow gebieterisch irgendwelche Gegenmaßnahmen. Nach endlosen Debatten, damit verbundener aufgeputzter Auslandshebe und ähnlichen üblichen Begleiterscheinungen konnte das Enteignungsgesetz am 20. März 1908 zwar durchgebracht werden, war aber bereits so weit verwässert, daß nicht mehr als 70 000 Hektar polnischen Bodens enteignet werden durften. Bände für sich spricht dann allerdings die Durchführung dieses Gesetzes. Es wurde nur in einem Fall zur Anwendung gebracht und zwar bei drei Gütern, von denen zwei ohnehin erst kurz zuvor aus deutschen Händen abgegeben worden waren.

Dieser einzige Fall der Enteignung erfaßte rund 1000 Hektar, womit nur etwa der 70. Teil der für die Enteignung vorgesehenen Fläche erreicht war. Damit war die Wirkung des Gesetzes gleich

Null, wenn um feinetwillen auch in der Welt ein propagandistisches Kesseltreiben gegen Deutschland entfesselt wurde. Ein polnisches Blatt, die „Nowa Reforma“, allerdings stellte in geradezu zynischer Offenheit die Dinge ins rechte Licht, wenn es 1911 schrieb, daß der polnische Besitzstand sich in den letzten drei Jahren so erhöht habe, daß selbst eine Enteignung von den vorgesehenen 70 000 Hektar durch diese Fortschritte wieder vollkommen wett gemacht werden würde. Angesichts solcher deutscher Stümperei zeigten die Polen schon mit den Versailler Regelungen, wie man es macht. Eigentum reichsdeutscher Bürger in Polen konnte nach den oben erwähnten Artikeln 92 und 297 sofort enteignet werden, während Deutsche, die die polnische Staatsangehörigkeit erwarben, in den folgenden Jahren durch Agrargesetzgebung, Grenz-zonengesetz, Parzellierung und sonstige laufende Schikane von Haus und Hof getrieben wurden.

Über ihre Absichten schufen die Polen übrigens von vornherein absolute Klarheit. Die in den Westwojewodschaften herrschenden Nationaldemokraten gaben im Oktober 1919 ihre Pläne offen bekannt. Grabski, später Kultusminister, erklärte, der Prozentsatz der Fremden, also der Deutschen, müsse von annähernd 20 Prozent auf eineinhalb Prozent gebracht werden; das polnische Land sei ausschließlich für die Polen. Dieses Programm ging als „Posener Programm“ mit propagandistischem Erfolg durch die Presse, die wie Dr. Prause feststellt, zwei feste Wege zur Reduzierung des Deutschtums aufstellte:

1. Die Deutschen durch Verdrängung aus dem Lande entfernen.
2. Die weniger nationalbewußten Deutschen durch Druck polonisieren.

Das war eine Parole, die durch die Jahre von der Presse verfolgt wurde und die, wie wir miterleben konnten, die Verdrängung der Deutschen aus dem Lande durch die polnische Unbuddsamkeit und Verhebung zum Ergebnis hatte. Ein Beispiel nur sei für die Fülle von Material der antideutschen Pressehebe zitiert. Am 12. März 1925 schrieb der „Kurjer Poznański“ ganz offen: „Die Zahl der

Deutschen und ihr Besitzstand in Polen müßte schonungslos auf das Mindestmaß zurückgedrängt werden, dann erst würde der national-polnische Charakter der Westgebiete Polens nicht mehr in Frage gezogen werden können". Unter dieser klaren Zielstrebigkeit erst gewinnt die vorhergehende deutsche Epoche ihr von einer erschreckenden Unfähigkeit gezeichnetes Gesicht.

Erstaunlich ist bei aller Heze allerdings die Biedermannsminne, die die polnische Presse zur Schau tragen konnte. Der gleiche „Kurjer Poznański“, von dem der oben angeführte Aufruf zur bewußten Entdeutschung stammt, schrieb 1932 in kindlicher Harmlosigkeit: „Die polnische Großmut gegenüber den nationalen Minderheiten ist wirklich rührend.“ Damit wollte das polnische Blatt sicherlich seinen Unmut darüber zum Ausdruck bringen, daß die Deutschenbege noch nicht scharf genug sei. 1936 — also in der Zeit der Wirksamkeit des deutsch-polnischen Abkommens — warf das Blatt sich gar in die Brust und fragte in gespielter Harmlosigkeit: „Soll es etwa auch unsere Schuld sein, daß von 1919 bis 1926 85,5 Prozent der städtischen deutschen Bevölkerung unsere westlichen Wojewodschaften verließen?“ Das Wort aus dem Jahre 1925: Die Zahl der Deutschen muß schonungslos auf das Mindestmaß zurückgedrängt werden, ist plötzlich nicht mehr wahr. Ein Musterbeispiel für die Prägung polnischer nationaler Wesensart.

Es ist bekannt, daß der katholische Klerus zur Zeit der deutschen Oberhoheit das polnische Genossenschaftswesen in einer Form organisierte, daß der enge wirtschaftliche Zusammenschluß sozusagen die Form eines polnischen Gemeinwesens schuf. Geistlichkeit und polnische Organisation, auf wirtschaftlichem Zusammenschluß gegründet, wurden fast ein Begriff. Dieser Sinn liegt hinter den folgenden toten Zahlen: 1906 waren 145 Geistliche in 110 Genossenschaften tätig, 1913 bereits 296 Geistliche in 212 Genossenschaften. Hierin liegt die Bestätigung dafür beschlossen, daß die Geistlichkeit fernab davon, auf ihrem Gebiet zu bleiben, eine feste Form der polnischen Organisation ohne jeden deutschen Einspruch fast ausschließlich in Händen hatte.

Interessant ist demgegenüber die polnische Handlungsweise im parallelen Falle zur Zeit der polnischen Republik. Gelegentlich der Ausweisung zweier deutscher Pfarrer führte der „Kurjer Poznański“ als Gründe diese an: Sie waren Organisatoren und Seele aller deutschen Organisationen, einer führte den Jungfrauenverein und seine Frau leitete die Frauenhilfe. Das waren die schwerwiegenden Gründe für ihre Ausweisung. Anstatt Gottes Liebe, so hieß es weiter, hätten die Pfarrer Haß gepredigt, die Kanzel zu politischen Zwecken mißbraucht und die polnischen Staatsbürger deutscher Sprache zur Illoyalität gegen den Staat angespornt. Angesichts dieser Vorhaltungen werden Vergleiche mit dem Verhalten der polnischen Geistlichkeit zur preussischen Zeit geradezu herausgefordert. Wer hatte im Falle Breschen, dann beim Schulstreik die polnische Bevölkerung zu tätlicher Illoyalität gegen den Staat geführt, wer hatte die polnischen Wirtschaftsorganisationen geleitet und aufgebaut? Wer anders als die Geistlichkeit. Nichts aber war von deutscher Seite geschehen, obwohl tätliche Folgen in den Ausschreitungen aufgetreten waren. Ohne daß die Polen ähnliches, etwa Ausschreitungen im geringsten als Folgen aus dem Verhalten der deutschen Pfarrer hätten beweisen können, auf die leere Anschuldigung hin, sie mißbrauchten ihr Amt, erfolgte die Ausweisung. Der Rückschluß auf die frühere deutsche Passivität gegenüber den geradezu herausfordernd polonisierenden Geistlichen ist nabeliegend.

Das Thema der allgemeinen Haltung der polnischen Regierung gegenüber dem Deutschtum gehört in diesen Zusammenhang. Die ersten Jahre der Nachkriegszeit sahen Polen als starren Gegner jeder Revision der sogenannten Friedensverträge eindeutig anti-deutsch eingestellt. Als im Januar 1934 das deutsch-polnische Abkommen abgeschlossen wurde und auf deutscher Seite in ehrlicher Loyalität die politische Verständigung zwischen den Staaten durch eine menschliche Annäherung zwischen den Völkern zu ergänzen versucht wurde, da versagte die polnische Mitarbeit im zweiten Punkte vollkommen. Es blieb in der

polnischen Öffentlichkeit alles beim alten. Die Presse trieb gänzlich ungehindert ihre antideutsche Heze weiter. Man verwies bei deutschen Hinweisen auf diese Zustände polnischerseits darauf, daß Polen nicht wie das Reich ein autoritär regierter Staat sei und daß es deshalb außerhalb des Willens der angeblich verständigungsbereiten Regierung läge, deutschfeindliche Presseveröffentlichungen sowie „Maßnahmen untergeordneter Instanzen“ zu verhindern. Das war eine Argumentation, der niemand, der die Verhältnisse kannte, im geringsten Glauben schenken konnte. Die Entwicklung zeigte dann auch, daß polnischerseits durchaus kein Interesse daran bestand, die formelle politische Verständigung durch eine Verständigung zwischen den Völkern zu unterbauen.

Beachtliches Licht wird in diese bisher immer noch etwas ungeklärten Verhältnisse durch die Untersuchung Dr. Prauses gebracht, der die Doppelseite: polnische Regierung auf einer Seite, polnische Propaganda auf der anderen, beleuchtet, und dabei den alten Verdacht eindeutig bestätigt, daß es sich in dem scheinbaren Doppelspiel Regierung und Oppositionspropaganda nicht um ein Gegeneinander, wie es schien, sondern um ein abgefeimtes Zusammenspiel handelte. Die polnische Regierung — das wurde in den vergangenen Jahren wiederholt auch in diesen Seiten ausgesprochen — hatte sich durch die Argumentation, daß sie als nicht autoritäre Regierung keine Eingriffsmöglichkeit in die antideutsche Pressepropaganda hätte, einen Weg geschaffen, um von sich aus über die Opposition oder über die „untergeordneten Instanzen“ deutschfeindliche Kampagnen zu starten, ohne dafür notfalls verantwortlich eintreten zu müssen. Mit einem Achselzucken konnte sie sagen: Das sind wir nicht, das ist die Opposition, die ja auch gegen uns Sturm läuft.

Die Beweise für diese Zusammenhänge sind heute zu erbringen. Die Wortführer antideutscher Tendenzen waren die Nationaldemokraten, die in den alten deutschen Ostprovinzen Westpreußen und Posen das Wort führten. Die Regierung in

ihrer Verankerung in der Herrschaft Pilsudskis, des Gegners des nationaldemokratischen Führers Dmowski, war im Ursprung zwar eindeutig anti-nationaldemokratisch. Pilsudski selbst hatte stets im Gegensatz zu Dmowski die polnische Politik nicht gegen den Westen, sondern gegen den Osten lenken wollen. Der Einfluß der nationaldemokratischen Ideologie aber beschränkte sich in der Folgezeit nicht auf die Opposition, sondern ergriff immer weitere Regierungskreise. So hatte zwar die Nationaldemokratie das Ringen um die Führung der polnischen Regierung gegenüber dem Pilsudski-Kreis verloren, sie hatte aber dennoch mit Hilfe ihrer Ideologie maßgebliche Regierungsstellen geistig erobert, was sich vollends zeigte, als Polen nach London ging und sich Garantien sicherte, d. h. als Warschau offen in das Kriegstreiben gegen das Reich eintrat. Der beste Beweis für die frühe Durchdringung des Regierungskreises mit nationaldemokratischem Gedankengut zeigte sich in dem Vorgehen Graziński's. Dieser ostoberschlesische Wojewode als Verwirklicher der Forderungen der antideutschen nationaldemokratischen politischen Richtung gehörte dem Pilsudski-Regime an. Wo blieb hier die Scheidung zwischen Opposition und Regierungskurs? Sie bestand de facto überhaupt nicht. Die Zweiteilung Regierung und Opposition bedeutete im Hinblick auf die Deutschenpolitik nichts anderes als eine Arbeitsteilung.

Dr. Prause belegt es an Propaganda-beispielen im einzelnen, wie gut diese Arbeitsteilung lief. Die Presse — 90 Prozent der Auflageziffern, gehörten nach polnischen amtlichen Feststellungen zur Opposition — hezte die Bevölkerung auf, ohne von der Regierung darin gehindert zu werden. Auf Grund der so gebildeten „öffentlichen Meinung“ konnte die Regierung behaupten, im Namen und Auftrag der Öffentlichkeit, des Volkes zu handeln. Damit wurde das Programm der westpolnischen Nationaldemokratie durch die nach Pilsudskis Tode angeblich noch, und in ihrem Ursprung tatsächlich anti-nationaldemokratische Regierung verwirklicht.



Wir erinnern uns im einzelnen noch genau, wie das geschah. Wir wissen um die Verdrängung der Deutschen von Haus und Hof zur Zeit der „Verständigung“ — ein Parallelfall zur „Versöhnung“ der Zeit Wilhelms II. Ein Beispiel dafür, wie die nationaldemokratische Deutschenhebe die beste Handlangerarbeit für Regierungsmaßnahmen bot: Wo noch deutschsprachige Minderheitenschulen bestanden, denen anders nicht beizukommen war, ging man gegen die Wanderlehrer vor. Aus belanglosen Aufzeichnungen, Amateurphotos, konstruierte die Presse Spionagefälle. Sie hekte solange mit dunklen Andeutungen, weil sie keine realen Unterlagen hatte, bis die Polizei sicher war, im Namen und „auf Verlangen“ der aufgeputzten Bevölkerung zu handeln, wenn sie die „Spionageagenten“ festsetzte oder auswies. Die nationaldemokratische Presseagitation lieferte auf diesem Wege der Staatsgewalt die Begründung für ein Vorgehen. Das Ziel war erreicht: Schulen ohne Lehrer können nicht bestehen. Die Kinder blieben ohne deutschsprachigen Unterricht. Die Regierung aber wußte sich makellos gegenüber der Welt zu gebärden, sie fördere die deutsch-polnische Verständigung, aber die Öffentlichkeit verlangte Maßnahmen von ihr, sie handle nur unter dem Druck der öffentlichen Meinung; die Deutscheindlichkeit aber wäre nur bei der Opposition zu Hause, gegen die allerdings nichts zu machen sei, die ja auch gegen die Regierung — angeblich — vorginge. Es war ein raffiniertes Intrigenpiel mit den Möglichkeiten des sogenannten versöhnungsbereiten Regierungskurses auf einer Seite und dem Einsatz der Opposition auf der anderen, dort, wo die Regierung nicht vorpressen konnte, wenn sie Gesicht wahren wollte.

Es ist eine aufschlußreiche Bilanz, die abschließend aus den Gegebenheiten gezogen werden kann, wie sie sich in Gegenüberstellung und Auswertung der beiden zitierten wertvollen Untersuchungen zur polnischen Propaganda ergeben. Am Beginn der überblickten Zeitepoche, die die deutsche Herrschaft in den deutschen Ostprovinzen und die anschließende Zeit der polnischen Republik umfaßt, stand die Polenschwärmerei nach dem Aufstand von

1830/31, die nach Professor Recke noch jahrelang eine unheilvolle Wirkung ausübte, „indem sie den meisten Deutschen jedes Verständnis für die Probleme des Ostens, insbesondere die schwere Not der deutschen Ostmark in den Jahren 1846/48 nahm und fast deren Verlust verursacht hätte.“ Bismarck habe von Beginn an in seiner politischen Tätigkeit mit den Nachwirkungen der Polenschwärmerei zu kämpfen gehabt, so stellt Prof. Recke weiter fest, und noch bis zum Weltkrieg habe eine hierauf zurückgehende unklare und gefühlsmäßige Beurteilung des polnischen Problems, besonders im Westen und Süden Deutschlands, den Weg zum wahren Verständnis der großen Gefahr, die dem Bestande Preußens und Deutschlands im Osten drohte, versperrt.

Hiernach war es also unmöglich, von einer von vornherein bestehenden, sozusagen angeborenen deutschen Polenfeindlichkeit als geschichtlichem Faktor zu sprechen. Im Gegenteil, die polnische Verwaltung hob das preußische Teilgebiet weit über den Stand des österreichischen und des russischen. Das ist eine Tatsache, die Polen später selbst anerkannte, als zur Zeit der Republik von dem hochentwickelten Polen A. des alten deutschen Anteils und dem Polen B. des ehemals russischen und österreichischen Anteils gesprochen wurde. Preußen hatte den Polen die Möglichkeit der wirtschaftlichen Entfaltung gegeben, hatte in der Schule die geistige Bildungsmöglichkeit geschaffen. Wenn die Polen in diese Zeit den Abschnitt ihrer Volkwerdung verlegen, so hat die deutsche Verwaltung hierzu die Grundlagen geliefert. Der Dank dafür war der Haß, der angeborene polnische Haß des Minderwertigen gegenüber dem höherstehenden Deutschen. Ja, die deutsche Regierung sah, wie vorher gezeigt, einer neuen polnischen Landnahme zur preußischen Zeit teilnahmslos zu, auf einem Boden, der die Deutschen laut Rechtspruch der Geschichte seine Erben nennt. Wie recht hatte Bismarck, als er 1872 feststellte: „Die polnische Agitation lebt vielleicht nur von der Gutmütigkeit des Staates“. Die Polen aber schrien, im klaren Bewußtsein zu lügen, das Märchen von der Unterdrückung durch die „Germa-

nisation“ in die Welt. Bis dann hin und wieder in Offenheit das Gegenteil eingestanden wurde, so in der „Nowa Reforma“, die wie schon zitiert, die ungestörte Polonisierung eingestand, als sie schrieb, der polnische Besitz habe sich im Laufe von drei Jahren so erhöht, daß eine Enteignung von 70 000 Hektar restlos wettgemacht werden könnte.

Es liegt im Blickfelde, ja sogar im Lebensbereiche einer Generation, was hier an Erfahrungen aus zwei geschichtlichen Epochen unseres Bodens, einmal unter deutscher, dann unter polnischer Hoheit gesammelt werden konnte. Diese Erfahrungen in einem dritten Abschnitt, der die endgültige Rückgewinnung des deutschen Bodens bringen wird, nutzbar zu machen, liegt noch im Bereiche der gleichen Generation.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die beiden vergangenen Epochen der gleichbleibende polnische Grundcharakterzug, der ungeachtet aller deutschen Variationen im Verhalten, — vom Entgegenkommen, ja Umwerben bis zur Feindseligkeit, — gleichbleibend hieß: Haß, Bedürfnis, den Deutschen zu betrügen, zu schädigen, zu hintergehen. Ein altes polnisches Sprichwort — Sprichwörter stammen aus der Tiefe der Volksseele — gibt dem Ausdruck:

„Jak świat światem,
Niemiec Polakowi nie będzie bratem.“
(Solange die Welt besteht, wird der Deutsche nicht des Polen Bruder sein.)

Das Sprichwort stammt in klarer Selbsteinschätzung von Polen. Wir können es heute nur zur Kenntnis nehmen, uns danach richten und danach handeln.

Der polnische Gelehrte G. Oleschowski urteilte über seine Landsleute:

- »1. Den Polen fehlt Ordnung, Dressur, Pünktlichkeit, Beobachtungsgabe, Fähigkeit, zu gehorchen und zu befehlen, Pflichtgefühl usw.
2. Die Polen leiden allgemein an der Unfähigkeit zur Tat, die es nicht erlaubt, daß sie irgendeine Absicht bis zu Ende ausführen.
3. Der Durchschnittspole weiß alles, aber versteht nichts.«

Aus Karl G. von Voelck „Der polnische Volkscharakter“.

Karl Baedeker

Bessarabiendeutsche Köpfe

Erbgesundes Bauernblut ist die Zukunft des Weichsellandes

Mitte Februar dieses Jahres hat die Ansiedlung bessarabiendeutscher Umsiedler im Reichsgau Danzig-Westpreußen mit der ersten Übergabe von bäuerlichen Siedlerstellen in den Kreisen Briesen und Strassburg begonnen.

Der jahrelange außenpolitische Endkampf um den deutschen Weichselraum ist durch das deutsche Schwert entschieden worden. Die deutsche Zukunft unserer Ostgaue wird in erster Linie auf den Schultern des deutschen Bauern ruhen. Seiner Haltung, seinem Können, seinem Fleiß, dabei vor allem aber seiner biologischen Stärke wird das ferne und fernste Schicksal des Landes an der Weichsel anvertraut sein, dessen Heimkehr in die Grenzen des Reiches nur dann endgültig sein kann, wenn starke bäuerliche deutsche Hände hier säen und ernten. —

Die tragende Kraft der nationalsozialistischen Revolution ist — von der Stunde ihrer ersten Keime an — die Entwicklung des völkischen Bewußtseins, dessen logische Folge wiederum die Sammlung aller deutschen Kräfte. So ist der Ruf des Führers, der in den Tagen des Kriegsausbruches an die deutschen Volksgruppen jenseits der Grenzen erging, die Fanfare zum Beginn einer modernen Völkerwanderung geworden, deren einstige notwendige Durchführung Adolf Hitler bereits in der Geburtsstunde seiner Bewegung klar vor Augen stand.

Dem Zug der Balten-, Wolhynien- und Cholmer Deutschen, die in den ersten Kriegsmonaten aus ihrer Wahlheimat in das Reich heimkehrten, schlossen sich — als die Zeit gekommen war — auch die Volksgruppen aus dem Südosten des Kontinents an, die Deutschen aus der Dobrudscha, aus dem Buchenland und jene starke und äußerst vitale volksdeutsche Gruppe, die im Gebiet zwischen

Dnjestr und Pruth seit etwa anderthalb Jahrhunderten lebte und sich in geschlossenen Siedlungsräumen außerordentlich entwickelt hatte. Die Jahreszeit der Umsiedlung der Bessarabiendeutschen bedingte eine besonders lange Wartezeit des größten Teils der Familien in den ungezählten Lagern, die — über das ganze Reich verstreut — eingerichtet worden sind und in diesen langen Wintermonaten haben wir sie, deren Dasein, ja deren einstige und nur durch eigenen Fleiß zu höchster Blüte gebrachte Heimat im Altreich reichlich unbekannt gewesen ist, in ihrer Haltung kennen und besonders schätzen gelernt.

90 000 sind es gewesen, die heimkehrten, nicht einer von ihnen blieb zurück. Das ist das wunderbare und kennzeichnende an ihnen. Woher nahmen sie — alle ohne Ausnahme — die Kraft zu diesem Entschluß, wegzugehen von der kostbaren Scholle, die ihre Väter und Vorfäter einst urbar gemacht hatten? Wer gab ihnen den Mut, ein zwar arbeitsreiches aber auch sehr erfolgreiches Dasein, die ungemein fruchtbare schwarze Erde Bessarabiens zu verlassen, um einer zumindest unbekanntem Zukunft entgegen zu gehen? Das Reich, ihr Vaterland haben die meisten von ihnen nie vordem gesehen, sie kannten nur die weite Steppe der russischen Provinz Bessarabien und wußten allein, daß die Heimkehr in die Grenzen des Reiches für sie zugleich die Aufgabe des gewohnten und liebgewonnenen Landschaftsbildes, die Aufgabe ihrer Arbeitsform und all ihrer landschaftsgebundenen Lebensgewohnheiten bedeutet.



Bessarabiendeutsche auf der Fahrt in die neue Heimat

Wir wissen, daß unter der vornehmlich bäuerlichen deutschen Bevölkerung Bessarabiens sehr zahlreiche Besitzer gewesen sind, die 300 und mehr Hektar zu ihrem in Generationen hart erarbeiteten Grund und Boden rechnen konnten. In den Umsiedlungslagern Sachsens und des Sudetengaus — in denen sie, wie in allen anderen Wartelagern, mehr als vier Monate verbringen mußten — haben

diese Männer und Frauen nie auf ihre gewohnten Lebensbequemlichkeiten hingewiesen und in der manchmal doch recht drangvollen Fülle der Schlafstuben und Säle zusammen in engster Kameradschaft mit dem einfachsten Kätner ihrer einstigen Heimat geduldig ausgeharrt, Schulter an Schulter mit dem geringsten Mann jede Arbeitsmöglichkeit wahrgenommen, gleich welcher Art sie war, um zu helfen, wo zu

helfen war, und um nicht untätig dem Tag ihrer endgültigen Ansetzung in ihrer neuen Heimat entgegenzuträumen. Die reiche Bauernfrau sahen wir in der gleichen Nähstube an der Seite der einfachen Magd sitzen und sie — wie auch die Frauen und Mädchen aus den von den Deutschen erbauten Städten Bessarabiens — rührten Tag für Tag ihre fleißigen Hände, um den Lagerinsassen die oftmals sehr notdürftige Kleidung zu ergänzen oder auch dem deutschen Soldaten an der Front eine Freude zu bereiten.

Woher nehmen sie, deren Denken und Tun erfüllt sein müßte von der Ungewißheit ihres künftigen Lebens, der Gestaltung ihrer Zukunft, dennoch die Kraft und die Freude, die unbedingte Zuversicht her, die keinerlei Zweifel unter ihnen aufkommen läßt? Diese Frage, die jedem von uns sich aufwirft, der sie in den Wartelagern sah, findet ihre einfache aber darum nicht weniger überraschende Antwort in der Geschichte dieser Volksgruppe selbst.

Ist es die weite Ebene gewesen, in der Generationen deutscher Bauern fern dem Vaterland heranwuchsen, war es der schwere Boden, war es das Klima oder der harte Kampf um die angestammte Scholle, um den Bestand der Sippe in der Wahlheimat, umgeben von fremdem Volkstum? — — — In den Lagern der Umsiedler stehen wir vor Männern mit breiten Schultern, von denen ein klares, häufig kindlich-freies Gesicht auf uns herabschaut. Blond, brünett bis tiefschwarz, es sind alle Schattierungen in der Haarfarbe vertreten ohne auffälligen Vorrang. Stellten wir sie unter die Masse der Volksgenossen unserer engeren Heimat, so würden viele der bessarabiendeutschen Bauern sich infolge ihres hohen Wuchses und der geradezu auffallenden Ruhe ihrer Gesichtszüge rasch wieder herausfinden lassen. Ihre Väter und Vorfäter sind bekanntlich zu Anfang des 19. Jahrhunderts aus den preussischen Provinzen und aus Württemberg — teilweise über das damalige Herzogtum Warschau — ausgewandert, dem Ruf des russischen Zaren Alexander I. folgend, dessen Erlaß zur Anwerbung deutscher Bauern für die umgesiedelten Ebenen Bessarabiens uns bestätigt, daß die Vorfahren der heutigen

Umsiedler besonders auserwählte, bauernfähige Deutsche gewesen sind, die — wie es damals wörtlich hieß — „den russischen Bauern als Muster dienen können!“ Jeder Familie gab man als persönliches und erbliches Eigentum 60 Desjatinen unberührten Bodens, also etwas mehr als 60 Hektar Land. Man sicherte ihnen eine Fülle von Privilegien zu, versprach ihnen ordentliche und neue Siedlungshäuser mit allem Geschir, dessen sich ein tüchtiger Bauer bedient. Alt und jung der heutigen Umsiedler wissen ein Lied davon zu singen, wie weit diese verlockenden Versprechungen vor jenen 125 Jahren eingehalten worden waren. Sie haben heute genau das geschichtliche Bild ihrer zwangsläufig unter dem Druck der Verhältnisse vollzogenen Volksgruppenbildung vor Augen und — der einfachste Mann als auch der Großbauer, der akademisch gebildete deutsche Städter aus Bessarabien ebenso wie auch die Hausfrau. Sie wissen um das wechselvolle Schicksal ihrer Vorfahren und tragen in sich die Gesetze einer idealen Volksgemeinschaft, wie sie unter dem Zwang der Verhältnisse entstanden ist. Jahrzehnte hindurch geht es täglich um Sein oder Verderben, der in fremde Erde verpflanzten Volksgruppe, und dennoch ist in diesen Jahrzehnten aus den 8—9000 deutschen Einwanderern in Bessarabien die zehnfache Zahl herangewachsen, ein hartes Geschlecht, das sich des Wertes seines reindeutschen Blutes bewußt ist. Die Familien dieser Umsiedler sind fast alle ausgesprochen kinderreich und stets erbte der jüngste Sohn den Hof des Vaters, nachdem die älteren Kinder durch die Arbeitskraft ihrer Eltern eine gesicherte Lebensstellung erhalten hatten. Im allgemeinen wurden die älteren Söhne Handwerker, während die Töchter bereits in frühen Jahren heirateten. Dieses schon von den alten Kolonisten aufgestellte „Erbhofrecht“ sicherte allein ihren Bestand in der fremden Erde. Hierin liegt auch das Geheimnis ihres Erfolges. Wir finden in den Umsiedlungslagern des Altreiches viele ergraute Köpfe, Greise, die aber nicht die gewohnten Zeichen eines Greisenalters tragen. 70. und 80 jährige Bauern sind in großer Zahl darunter, die so rüstig erscheinen, daß sie die Mühsal



Die Ankunft

der Umsiedlung mit Freuden auf sich nehmen und — wie sie selbst immer wieder erklären — den Augenblick herbeisehnen, wo sie auf eigener Scholle im Osten wieder schaffen können. Der bessarabiendeutsche Bauer ist gewohnt, den Pflug solange über den Acker selbst zu führen, bis er seiner Hand entgleitet. Er mehrte den volksdeutschen Besitz durch seine überragende Arbeitskraft, er kaufte ausschließlich die unbebauten Ländereien des Großgrundbesitzes auf, gründete unablässig neue deutsche Bauerndörfer und gab dabei noch starke Gruppen seines Blutes in

den Nordkaukasus, in die Dobrudscha und schließlich auch nach Amerika ab.

Diese Umsiedler, die nun in der Hauptsache auf den Höfen des Reichsgaues Danzig-Westpreußen ihre endgültige Heimat finden, kehren damit zu einem Teil wieder auf die Scholle ihrer Ahnen zurück. Denn viele der einstigen Kolonisten Bessarabiens kamen aus dem damaligen Herzogtum Warschau, wozu auch die Kreise Strassburg, Kulm, Thorn und Graudenz gehörten. Der Kampf um die Nahrung und um den völkischen Bestand hat sie in Generationen gestärkt. Zurück

in die alte Heimat ihrer Vorfäter kehren jetzt Menschen, denen die Geseze der nationalsozialistischen Lebensgemeinschaft schlechthin seit Jahrzehnten zur ausschließlichen Lebensform geworden sind. In Außerlichkeiten haben sie ihr völkisches Brauchtum zwar verloren, in ihren Herzen aber ist die völkische Bindung ihr stärkster Besitz geblieben. Wir treffen keinen unter ihnen, der die deutsche Sprache nicht rein und unverfälscht beherrscht, ja in einzelnen Gegenden haben sich die schwäbische und andere Mundarten unverkennbar erhalten. Sie gründeten vorbildliche Dörfer und Städte und schufen in diesen Ansiedlungen aus sich heraus alle jene sozialen und kulturellen Einrichtungen, die heute zu den grundlegenden Forderungen unserer nationalsozialistischen Anschauung gehören und die die Grundbedingungen einer engen Volksgemeinschaft sind. Neben den eigenen deutschen Schulen errichteten sie eigene Krankenhäuser, Spitäler und Altersheime. Sie hatten ihre eigenen Unterstützungskassen, ja, sie setzten es trotz des immer wieder aufbrandenden Volkstumskampfes durch, daß ihre obersten städtischen und gemeindlichen Verwaltungsglieder in deutscher Hand blieben. Ihre Städte waren in der Anlage und der Sauberkeit musterhaft für das ganze Land und ihre bäuerlichen Höfe trugen den unverkennbaren Stempel deutscher Ordnung und deutscher Kultur. Sie erlaubten es keinem Fremdstämmigen, in ein deutsches Dorf einzudringen und bewahrten diese Reinheit im größten Teil der deutschen Gemeinden Bessarabiens bis zu der nun erfolgten Umsiedlung. Die deutschen Volksschullehrer waren in der bessarabischen Steppe die Träger jeglichen kulturellen Lebens.

Organisch aus dem Bauerntum hervorgegangen und mit diesem meistens durch ihre Frauen innig verbunden, blieben sie stets die Vermittler echt deutschen Bauerntums. Schon im Jahre 1844 gründeten die Bessarabiendeutschen in ihrer Stadt Sarata eine Bildungsanstalt, in der diese Lehrer auf ihre Aufgaben vorbereitet wurden. Am die Jahrhundertwende herum wurden höhere Schulen begründet, deren Bedeutung für das Deutschtum in Bessarabien später von dem

Gaststaat erkannt worden war und die darum häufig zum Angriffspunkt der fremdvölkischen Entnationalisierungsbestrebungen wurden.

Durch die Agrarreform des späteren rumänischen Gaststaates verloren die Deutschen Bessarabiens ein Zehntel ihres Landbesitzes. Sie konnten sich von diesem Verlust nicht mehr erholen, da die rumänische Regierung eine Neuerverbung von Land durch Deutsche nicht mehr erlaubte.

Nach monatelangem Warten in den Umsiedlungslagern des Reiches, in denen sie sich durch ihre Haltung die größte Achtung erworben haben und in denen sie sich ohne Unterschied auf jede Weise nützlich zu machen suchten, gehen die Familien nun durch die letzte Schleuse in Litzmannstadt der Umsiedlung auf den Höfen im Weichselland entgegen. Hier in den Transportlagern von Litzmannstadt, in denen die einzelnen Gruppen jeweils 8 bis 10 Tage verbringen, finden wir wiederum Menschen, die — unmittelbar vor dem ereignisreichsten Abschnitt ihres Lebens stehend — keinerlei Anruhe oder Ungeduld verraten. Sie wissen genau, daß ihre Zukunft durchaus nicht rosig sein wird. Sie sind sich dessen bewußt, daß ihr künftiges Eigentum, ihr Hof in Danzig-Westpreußen, wiederum härteste Arbeit von ihnen verlangt, daß sie nun wieder von neuem beginnen müssen. Aber die Arbeit schreckt sie nicht, sie zieht sie an. Und sie haben auch keine Furcht davor, in ein Land zu kommen, das eine andere Bearbeitung des Bodens von ihnen verlangt, als sie es bisher gewohnt waren, das andere Früchte trägt. Dort bauten sie Mais, Wein, Obst und Weizen, hier werden vornehmlich es Roggen, Gerste, Kartoffeln und Rüben sein. Sie werden umlernen und sie werden sich mit ihrer ganzen Kraft in den Dienst ihrer neuen Heimat stellen. Aus ihren Gesichtern spricht der ehrliche Wille, sich auch innerlich von dem Land zu lösen, das ihnen und ihren Vätern bisher Heimat gewesen ist, um dort Wurzel zu schlagen, wo das Schicksal sie heute hinstellt.

Wir begleiten sie auf ihrer letzten Fahrt in die neue Heimat. Interessiert beobachten Mann und Frau die Landschaft, der sie entgegenseilen und mit klarem Blick stellen sie Vorzüge und Nach-



Erste Auskunft über den neuen Hof

teile gegenüber. Sie sehen die mangelnde Drainage auf den Äckern, wie sie der Pole in 20jähriger Mißwirtschaft zurückgelassen hat, sie entdecken das Fehlen der notwendigen Vorflut ebenso wie die Schäden an Haus und Hof. Aber augenscheinlich stört sie das gar nicht. Sie wissen, daß sie hier ihre ganze Arbeitskraft und ihrem großen Reichtum an Erfahrungen einsetzen können. Der 70-jährige Argrosvater nimmt genau so regen Anteil an der Landschaft, die an unserem Umsiedlerzug vorüberzieht, wie der Jungbauer und selbst eine verwitwete Bauersfrau weist mit Stolz auf ihre halbwüchßigen Söhne und Töchter, mit deren Hilfe sie die schwere Arbeit auf ihrem künftigen Hof schaffen wird.

In den Transportlagern in Litmannstadt haben die Familien ihre letzten Papiere für die Hofzuweisung im Reichsgau Danzig-Westpreußen erhalten. Hier

wurden noch einmal die beiderseitigen Verhältnisse geprüft, die des bessarabiendeutschen Bauern und die des neuen in Aussicht genommenen Hofes, den er beziehen soll. Hier wurde die Arbeitskraft der Familie in Übereinstimmung gebracht mit dem zukünftigen Hof und seinen Erfordernissen. Hier wurde die Gesundheit der Familie noch einmal überprüft und hier wurden die letzten persönlichen Wünsche der künftigen westpreußischen Bauern soweit wie möglich erfüllt. Eine ungeheure und in ihrer Bedeutung grundlegende Arbeit für den bäuerlichen Wiederaufbau Danzig-Westpreußens wurde in dieser letzten Schlepse vor der endlichen Ansetzung in einem unwahrscheinlichen Tempo geleistet. Hier entschied sich das Schicksal dieser Familien, die bedenkenlos und ohne nach dem Wie und Wo der zukünftigen Heimat zu fragen, dem Ruf des Führers zur Rückkehr

in die Grenzen des Reiches gefolgt sind. Es sind keine rosigten Verhältnisse, in die die Bauern aus Bessarabien nunmehr einrücken, um am Wiederaufbau unserer ostdeutschen Gaue mitzuarbeiten. Der Osten aber wird gerade in ihnen die besten Kräfte erhalten, die Menschen, die er braucht, um für alle Zukunft Deutsch zu bleiben und so in den häuerlichen Bestand dieses Landes einen wehrhaften Wall deutscher Menschen heranwachsen zu sehen. Das Land, in das der bessarabiendeutsche Bauer nun heimkehrt, wird in den kommenden Jahrzehnten und Jahrhunderten den Stempel seines in der

Fremde gewachsenen Charakters erhalten. Das Gesicht des bessarabiendeutschen Bauern, der volksdeutschen Frau aus dem Land zwischen Dnjestr und Pruth wird aber in seinen markanten Zügen erhalten bleiben. In dem Sämann kommenden Geschlechter wird man noch im Weichselloand den deutschen Heimkehrer aus Bessarabien erkennen. Er wird hier im Osten des Reiches der ewige Zeuge jener Zeit sein, in der Adolf Hitler die Deutschen in aller Welt zur Sammlung rief. Seiner Hände Arbeit werden unendliche Früchte dieser modernen Völkerwanderung entspringen.



Bessarabische Bäuerin

Max Alchkewitz

Burchard Christoph v. Münnich

Im Rahmen einer zwanglos im Verlauf des letzten Dreivierteljahres von dieser Zeitschrift veröffentlichten Artikelreihe, die allgemein gesehen, die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit den Kräften des Ostens, insbesondere Rußlands, zum Gegenstand hatte, sind Kurt Sieber mit einer Arbeit über Rilke in Rußland, Max Dehler mit einer Untersuchung Nietzsche und Dostojewski, M. Luther mit einer Abhandlung über die russische Literatur und ihre Beziehungen zu Worte gekommen. Wir schließen dieser Reihe die nachstehende Arbeit von M. Alchkewitz über B. Ch. v. Münnich an, der als russischer Feldmarschall deutschen Blutes in den Diensten des Zaren stand.

Seitdem das Moskauer Rußland sich nach dem Westen hin auszudehnen begann und ihm in Polen und Schweden europäische militärische Gegner gegenübertraten, entstand der Bedarf an westeuropäischen Fachleuten, die das russische Heer auf europäischen Fuß setzten und damit die Vorbedingung für eine erfolgreiche Auseinandersetzung mit den westlichen Gegnern schufen. Mit der von Peter dem Großen begonnenen unsfürzenden Europäisierung wuchs der Bedarf Rußlands an westeuropäischen Menschen ins Angemessene, wobei jetzt deren Mitarbeit nicht auf das Militärische allein beschränkt blieb, sondern alle Lebensgebiete in Staat und Wirtschaft umfaßte. Politische und kirchliche Umstände brachten es dabei mit sich, daß vor allem Vertreter der germanischen, evangelischen Völker in Rußland Aufnahme fanden. Das hatte zur Folge, daß insbesondere die Zahl der Deutschen sehr stark anwuchs. Oft genug haben diese Deutschen sich zu hervorragenden Stellungen aufgeschwungen und dann nicht selten von Rußland aus politisch und militärisch in die Geschichte Mitteleuropas eingegriffen.

Einer der bedeutendsten Deutschen, der als Feldherr und Staatsmann es zu einem bestimmenden Einfluß auf den russischen Staat gebracht hat, ist Burchard Christoph v. Münnich.

Münnich wurde am 9. Mai 1683 als fünfter Sohn des oldenburgischen Deichgrafen Anton Günther v. Münnich und seiner Ehefrau, der Tochter des Oldenburgischen Landrentmeisters, Sophie Detken in Neuenhundertorf geboren.

Ahnenerbe und Umwelt drückten dem jungen Münnich früh ihre Prägung auf. Die ungestüme, in rastloser Anermülichkeit vorwärtsdrängende Art der Münnichs verband sich schon beim Knaben mit einem starken geistigen Interesse und einer großen Aufgeschlossenheit für die Außenwelt, die sich vor allem dem Mathematischen und Technischen zuwandte. Der Vater, der sich durch die Ähnlichkeit der Charaktere zu diesem Sohne besonders hingezogen fühlte, beschäftigte sich stark mit ihm: er exerzierte mit ihm, er brachte ihm bei, wie man mit einem Pferde umging und führte ihn in die Fechtkunst ein. Als der Knabe älter war, wurden die Kriegswissenschaften herangeholt, und der Vater verstand es, die oft in recht krause Sätze gepackten taktischen und strategischen Weisheiten der damaligen Kriegskunst dem Verständnis des Knaben zugänglich zu machen. Der Beschäftigung mit dem Kriegswesen folgte unter der kundigen Anleitung des Vaters die Einführung in die Wasserbaukunst. Schon in frühester Kindheit schwirrten die Begriffe Deich und Siel, Schlengen und Schleusen am Ohr des Knaben vorüber. Als er größer wurde, fertigte er für den Vater die Abschriften der technischen Beschreibungen, die Zeichnungen der Deiche, Kanäle und Schleusen an und machte schließlich auch selbständig die verschiedensten Berechnungen, die bei der Anlage der Deiche erforderlich waren. Neben diese theoretischen Dinge trat bald auch die Praxis. Schon frühzeitig begleitete der Knabe den Vater auf seinen Dienstreisen und hatte oft Gelegenheit,

mit Hand anzulegen. So kam es, daß Münnich bereits mit 15 Jahren den Wasserbau von Grund auf kannte und nicht nur die Arbeit zu leiten und zu überwachen wußte, sondern auch jeden Handgriff selbst ausführen und die gemachten Fehler aus vielseitigem eigenen Können verbessern konnte.

Im Jahre 1699 trat der Vater als oberster Leiter des Deichwesens in den Dienst Ostfrieslands. In Esens, dem neuen Amtssitz des Vaters, geriet der junge Münnich in einen Kreis vielseitig interessierter, feingebildeter Menschen, die sich am Hofe der leichtlebigen, und verschwenderischen, aber auch für alles Geistige aufgeschlossenen Regentin Ostfrieslands, Christina Charlotte, gesammelt hatte. Ein Jahr lang genoß der 16-jährige Münnich hier in reichem Maße geistige Anregung und erwarb sich Kenntnisse in der französischen und lateinischen Sprache. Dann hielt ihn der Vater für genügend vorgebildet, um ihn nach Paris zu schicken.

In Paris fühlte sich Münnich, in dem sich das Soldatenblut seiner Ahnen regte, vor allem vom französischen Heer angezogen. Schon war es ihm gelungen, die Stelle eines Ingenieuroffiziers bei der Elßässischen Division zu erhalten, da zwang ihn ein Zwischenfall, Frankreich zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren. Münnich bemühte sich nun, in deutschen Kriegsdiensten Verwendung zu finden. In Darmstadt, wo er in die Kreise des landgräflichen Hofes Eingang fand, erhielt er 1702 eine Kompanie im Schrautenbachschen Regiment mit dem Patent eines Hauptmannes.

Der 1700 ausgebrochene Spanische Erbfolgekrieg bot Münnich bald Gelegenheit, seine Tapferkeit und sein soldatisches Können auf die Probe zu stellen. 1701 wurde das Schrautenbachsche Regiment bei der Festung Landau eingeseht, die vom greisen Türkenfieger, dem Markgrafen Ludwig von Baden, mit kaiserlichen Truppen belagert wurde. Zum erstenmal stand der noch nicht 20jährige Hauptmann im feindlichen Feuer. Als Landau nach der Schlacht bei Höchstädt 1703 von neuem durch die Reichsarmee unter Ludwig von Baden belagert wurde, war Münnich mit dem hessen-darmstädt-

tischen Regiment wieder dabei. Während dieser Belagerung trat Münnich zum ersten Male die Gestalt entgegen, die ihm zum eigentlichen militärischen Lehrmeister werden sollte — Prinz Eugen von Savoyen, der damals mit dem verbündeten englischen Feldherrn Marlborough die vordersten Reihen besuchte und bei dieser Gelegenheit auch mit dem jungen Münnich zusammentraf.

Der hessen-darmstädtische Dienst befriedigte den von Erlebnisdrang und Ehrgeiz getriebenen Münnich auf die Dauer nicht. Als der Landgraf das Schrautenbachsche Regiment vom Kriegsschauplatz zurückzog, wandte sich Münnich nach Hessen-Kassel, dessen Truppen auf allen Kriegsschauplätzen Europas kämpften. Im Frühjahr 1705 erhielt Münnich hier das Patent als Major bei der Garde zu Fuß, und nun begann für ihn eine Zeit ununterbrochener militärischer Einsätze. Im Herbst 1705 stand Münnich am Oberrhein, im August 1706 in Italien, wo er zu den Ergänzungsgruppen gehörte, die sich in Trentino sammelten und die Nachhut des Prinzen Eugen von Savoyen bilden sollten, während dieser dem belagerten Turin zu Hilfe eilte. Im Sommer 1707 war Münnich dabei, als Prinz Eugen unter furchtbaren Anstrengungen und Entbehrungen in den Süden Frankreichs einrückte und vergeblich Toulon zu erstürmen suchte. Im Sommer 1708 stand Münnich mit den hessen-kasselschen Truppen unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen in den spanischen Niederlanden, wo er bei der Belagerung der von den Franzosen tapfer verteidigten Festung Lille und bald darauf vor Gent eingeseht wurde. Der Sommer 1709 führte Münnich zu neuen Kämpfen auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Flanderns und Nordfrankreichs. In der Schlacht bei Malplaquet bewährte er sich gleichsam unter den Augen des Prinzen Eugen und wurde zum Oberstleutnant befördert.

Auch in den nächsten Jahren ging es von Feldzug zu Feldzug, bis im Juli 1712 das kriegerische Leben für Münnich vorläufig ein jähes Ende nahm. Bei Denain blieb Münnich schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen; nur durch einen Zufall entging er dem Massengrab

und wurde als Gefangener nach Cambrai gebracht.

Aus der rastlosen Unruhe des Soldatenlebens wurde Münnich plötzlich in die Stille von Cambrai versetzt, in die geistige und kritische Atmosphäre des berühmten Verfassers des „Telemaque“, des greisen Erzbischofs Fenelon von Cambrai, zu dessen Tafelrunde und näheren Umgebung er bald gehörte. Unter dem Einfluß des geistvollen Kirchenfürsten, hatte Münnich nun Gelegenheit, die Lücken seines Wissens und seiner Bildung zu ergänzen und sein bisheriges Leben an sich vorüberziehen zu lassen. So wurden die Jahre der Gefangenschaft für ihn zu einer Zeit kritischer Einkerer und geistigen Reifens, die den bisher nur dem Militärischen Zugewandten für neue Aufgaben und neue Arbeitsgebiete vorbereitete und aufschloß.

Nach dem Friedensschluß kehrte Münnich 1714 wieder nach Kassel zurück und übernahm als Oberst das Infanterieregiment Kettler. Sein Landesherr, Landgraf Karl von Hessen-Kassel, entfaltet gerade damals eine rege Tätigkeit zur Besiedlung und wirtschaftlichen Erschließung seines Landes.

Für die hugenottischen Religionsflüchtlinge, denen er in seinem Lande Zuflucht gewährte, hatte der Landgraf an der Weser, bei der Mündung der Diemel, in der Nähe von Helmarshausen, die Stadt Sieburg, das spätere Karlshafen, gegründet. In dieser neuen Stadt wollte er jetzt einen Hafen anlegen, um den so notwendigen hessischen Umschlagsplatz an der Weser zu bekommen. Zu diesem Zweck plante er, die Diemel mit der Fulda durch einen Kanal zu verbinden und dabei gleichzeitig den Hafen anzulegen.

Da der Landgraf wußte, daß Münnich in der Wasserbaukunst große Fertigkeiten erworben hatte, beauftragte er ihn mit dem Bau des Kanals und des Hafens. Mit der ihm eigenen Rastlosigkeit stürzte sich Münnich in die neue Arbeit. Nicht vorhergesehene natürliche Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegenstellten, spornten ihn nur zu noch größerer Energie an. Um so härter traf es ihn, als der Landgraf sich plötzlich gezwungen sah, die großangelegten Arbeiten

einzustellen. Der rastlos Vorwärtstrebende sah sich einem einengenden, engen Garnisondienst in einem kleinen Staate preisgegeben, der viel zu unbedeutend war, um eine Aufstiegsmöglichkeit bieten zu können. So wandten sich Münnichs Blicke dem Osten zu. Hier schien alles weiträumiger und breiter, hier tobte außerdem noch immer der Nordische Krieg, und im Militärischen sah Münnich in erster Linie seine Berufung.

Noch dachte er nicht an Rußland. Einer schon früher an ihn ergangenen Aufforderung Folge leistend, wandte er sich 1716 zunächst nach Polen. Hier war gerade ein bewaffneter Konflikt des polnischen Königs August des Starken unter Vermittlung Peters des Großen beigelegt worden. August der Starke hatte sich verpflichten müssen, alle sächsischen Truppen aus dem Lande zu führen; nur eine sächsische Krongarde, die aber erst zu bilden und aufzustellen war, durfte in Polen bleiben. Diese Verhältnisse boten Münnich Gelegenheit zur Betätigung. Er erhielt den Auftrag, die Krongarde aufzustellen. Nach der erfolgten Durchführung dieses Auftrages wurde Münnich zum Generalmajor und Generalinspektor der polnischen Truppen ernannt und mit der Umgestaltung des polnischen Heeres betraut. Daneben sollten die Kanäle und Schleusen in den Flußgebieten besichtigt und instandgesetzt und — wenn nötig — neue Wasserbauten in Angriff genommen werden. Bald stellten sich jedoch auch hier Schwierigkeiten ein, die Münnich das neue Tätigkeitsgebiet verleideten und ihn veranlaßten, sich nach einem neuen Arbeitsfeld umzusehen.

Von zwei Seiten wurden an Münnich Anträge herangetragen: von den beiden Mächten, die sich damals im Nordischen Kriege feindlich gegenüberstanden, von Schweden und Rußland. Von schwedischer Seite machte der Minister Goertz Münnich den Vorschlag, als General in die Armee Karls XII. einzutreten; von russischer Seite versuchte der russische Gesandte in Warschau, Fürst Dolgorukij, Münnich für den Kreis der Mitarbeiter Peters des Großen zu gewinnen. Die Entscheidung fiel, als Karl XII. vor der Festung Fredrikshald in Norwegen von einer Kugel getroffen wurde. Im Fe-

bruar 1721 nahm Münnich einen längeren Urlaub, angeblich um seine Heimat zu besuchen, und reiste nach St. Petersburg.

Münnich kam zu einem für ihn recht ungünstigen Zeitpunkt nach Rußland. Der Nordische Krieg stand vor seinem Abschluß; vordringliche, rein militärische Aufgaben waren also zunächst nicht zu lösen. Auch die innere Umgestaltung Rußlands hatte Peter der Große mit Hilfe seiner ausländischen Mitarbeiter schon um ein bedeutendes vorwärtsgetrieben. In diese Verhältnisse trat Münnich als Neuling. Peter, dessen anfängliches Mißtrauen gegen Münnich durch seinen Günstling Menschikow noch angestachelt wurde, konnte sich lange nicht entschließen, Münnich den beanspruchten Rang eines Generalleutnants, den nur wenige seiner alten, erprobten Mitarbeiter besaßen, zu verleihen. Erst nach längerer Wartezeit entschloß sich Peter der Große, Münnich in russische Dienste zu nehmen; doch wurde die Urkunde, die Münnich den Rang eines Generalleutnants verlieh, erst vom folgenden Jahr — 1722 — datiert; bis dahin sollte Münnich als Generalmajor Dienst tun, auch war das Gehalt etwa um die Hälfte geringer, als es ihm ursprünglich in Aussicht gestellt worden war.

In Rußland wurde Münnich zunächst auf ein Gebiet gewiesen, das ihm wie kein anderes vertraut war: auf den Wasserbau und das Befestigungswesen. Peter beauftragte ihn mit dem Entwerfen von Befestigungsplänen für die vor der neuen russischen Hauptstadt St. Petersburg liegende Festung Kronstadt und für den Ausbau des Kriegshafens an der Festung Rogermiel, des späteren Baltischport an der Nordküste Estlands. Daneben zog Peter seinen neuen Mitarbeiter vor allem zu Wege- und Schleusenbauten und zum Bau des Ladogakanals heran.

Peter hatte seine neue Hauptstadt St. Petersburg am äußersten Rande des Reiches, fernab von den bisherigen Lebenszentren des Staates in einer — von russischen Verhältnissen aus gesehen — höchst ungünstigen Verkehrslage angelegt. Nun stellte es sich heraus, daß die Zufuhr von Lebensmitteln, und vor allem von Baumaterialien, die für den Aufbau

des von Peter heiß geliebten „Paradieses“ notwendig waren, auf große Schwierigkeiten stieß, und daß die Preise für diese Dinge infolgedessen unerschwinglich hoch waren. Peter wollte diese Schwierigkeiten dadurch beseitigen, daß er die Schiffbarkeit der Newa zu heben suchte, und, um den für die Schifffahrt gefährlichen Ladogasee zu umgehen, 1710 mit dem Bau eines Kanals beginnen ließ, der um den Südrand des Sees herumführen sollte. Dieser Kanalbau verschlang dank der Korruption der daran beteiligten Männer Unsummen, die dabei geleistete Arbeit war aber — wie Münnich feststellen mußte und es auch dem Herrscher nachweisen konnte — völlig unbrauchbar. Erst als Peter 1723 Münnich mit der Fortführung dieser Arbeit betraute, war die sachgemäße Vollendung dieses für die Zukunft der russischen Hauptstadt so lebenswichtigen Unternehmens gewährleistet. Ein Jahrzehnt hat Münnich an dem 111 Kilometer langen Kanal gearbeitet, und nur mit Ausbietung seiner ganzen Kraft und Energie hat er dieses Werk vollenden können, bei dessen Durchführung ihm von Neidern und Übelgesinnten immer wieder Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Peter der Große selbst hat die Vollendung dieses hervorragenden Werkes deutscher Wasserbaukunst nicht mehr erlebt; erst 1732 fand die feierliche Eröffnung des Ladogakanals statt, der auch heute noch neben einem später erbauten Kanal die Verbindung zwischen St. Petersburg und dem Onegasee, der Wolga und der Dwina aufrechterhält.

Nach dem Tode Peters des Großen, 1725, setzte im staatlichen Leben Rußlands eine Krise ein. Da Peter die Nachfolgefrage nicht geordnet hatte, begannen heftige Parteikämpfe um die Person des Nachfolgers, von der im hohen Maße das Schicksal der Neuerungen, und damit auch der westeuropäischen Mitarbeiter Peters des Großen abhing. Diese Krise endete erst mit der Thronbesteigung einer Nichte Peters des Großen, der furländischen Herzogin-Witwe Anna, im Jahre 1730, die sich vorwiegend auf die deutschen Mitarbeiter Peters des Großen stützte.

An dem verworrenen Intrigenspiel der Jahre 1725—1730 konnte Münnich nicht



Josef Horn

Marienfirche in Lübeck

teilnehmen. Der Bau des Ladogakanals und die begonnene Umgestaltung des russischen Heeres- und Befestigungswesens, nahmen ihn vollkommen in Anspruch und ließen ihm für politische Auseinandersetzungen keine Zeit. In dem Maße, wie er aber stärker in den Vordergrund trat, wie seine Wirksamkeit an Umfang und Weite zunahm, mußte seine Tätigkeit auch einen politischen Anstrich gewinnen. Münnichs große Sachkenntnis auf militärischem Gebiet wurde notwendig gebraucht. Als Vorsitzender einer Kommission, deren Aufgabe es war, die Mißstände und Mängel im Heere zu beseitigen, erließ er eine neue Dienstordnung, gründete zwei neue Garderegimenter, schuf eine schwere Reiterei, machte das Ingenieurwesen im Heere selbständig und errichtete für die Angehörigen des russischen und baltischen Adels das Kadettenkorps, das den erforderlichen Nachwuchs für Heer und Verwaltung erziehen sollte. Münnichs Arbeit fand eine sichtbare Anerkennung: er erhielt den Rang eines Generalfeldzeugmeisters, wurde zum Grafen erhoben, und bald darauf zum Feldmarschall ernannt. Außerdem wurde er an die Spitze des Kriegskollegiums gestellt und zu den Beratungen des von der Kaiserin Anna begründeten Kabinetts in militärischen und außenpolitischen Angelegenheiten zugezogen.

In dem Maße, wie Münnichs Tätigkeit immer weitere Gebiete umspannte und ins Politische hinüberzuspielen begann, wurden auch Widerstände gegen ihn in der Umgebung des Thrones wach. Gerade das wachsende Vertrauen der Herrscherin zu Münnich, mußte das Anbehagen und das Mißtrauen der Männer in der Umgebung Annas wachrufen, die den entscheidenden Einfluß auf die Kaiserin für sich allein in Anspruch nahmen. Das waren vor allem der Lenker der russischen Außenpolitik, der Vizekanzler Andreas Ostermann und der Oberkammerherr und Günstling der Kaiserin, der Kurländer Ernst Johann von Biron, beide, wie Münnich, deutschen Blutes, durch das Schicksal nach Rußland geführt und hier zu maßgebenden Stellungen emporgestiegen.

Die zunächst unter der Oberfläche schwebenden Gegensätze zwischen den drei Deut-

schen kamen durch die außenpolitische Krise des Jahres 1732 zum offenen Ausbruch.

Diese Krise bereitete sich schon längere Zeit vor und wurde durch die polnische Thronfolgefrage hervorgerufen. Allgemein wurde damals in Europa damit gerechnet, daß es bei dem bevorstehenden Ableben August des Starken zu einer Auseinandersetzung zwischen den großen Mächten über die Person des polnischen Thronkandidaten — zugleich zu einem Kampf um den Einfluß in Polen — kommen mußte. Zu den Zielen der russischen Außenpolitik seit Peter dem Großen gehörte die Aufrechterhaltung des russischen Einflusses in Polen. Diesem Einfluß trat vor allem Frankreich entgegen, das mit Hilfe seiner Verbündeten, Schweden, Polen und der Türkei, einen Ring um Rußland legen, und es vor allem von seinem Bundesgenossen Österreich, dem alten Widersacher der französischen Politik, trennen wollte. Für die Aufrechterhaltung dieses Ringes war die Durchsetzung einer französischen Thronkandidatur in Polen von entscheidender Bedeutung. Die französische Politik war ihres Erfolges sicher und hoffte sogar, durch die eine oder andere Persönlichkeit am St. Petersburger Hofe, Rußland für die Unterstützung ihres Kandidaten in Polen, des alten Regentkönigs Augusts des Starken, Stanislaus Leszczyński, zu gewinnen. Auf diese, von Frankreich am St. Petersburger Hofe gesponnenen Intrigen, ging Münnich bereitwillig ein. Eine Änderung im außenpolitischen System Rußlands schien ihm aus verschiedenen Gründen durchaus wünschenswert. Einmal hatte sich in ihm die Überzeugung gefestigt, daß die bisherigen außenpolitischen Bindungen Rußlands — das von Ostermann stets befürwortete Bündnis mit Österreich — nur schädlich sei. Er sah voraus, daß das enge Bündnis mit dem Kaiserhofe bei einem französisch-österreichischen Zusammenstoß in der polnischen Erbfolgefrage Rußland nicht nur in einen Krieg mit Polen, sondern auch mit der mit Frankreich verbündeten Türkei verwickeln mußte. Solch einen Krieg hielt er aber vor Abschluß der Umgestaltung des russischen Heeres- und Befestigungswesens nicht für tragbar. In dieser Überzeugung wurde Münnich durch seine per-

fönlliche Abneigung gegen den Wiener Hof bestärkt und nicht zuletzt auch durch die Hoffnung, bei einer Änderung des außenpolitischen Kurzes — insbesondere, wenn sie durch ihn bewirkt war — seinen eigenen Einfluß nicht unwesentlich zu vermehren. Mit seinen Bestrebungen stieß Münnich aber auf einen entschiedenen Widerstand bei Ostermann und Biron. Mit Recht konnte Ostermann darauf hinweisen, daß ein Bündnis mit Frankreich ein Zurückweichen von den Zielen der russischen Außenpolitik seit Peter dem Großen — insbesondere von den Bemühungen um die Stärkung des russischen Einflusses in Polen — bedeutete und daß ein Bündnis mit Frankreich, d. h. die Anerkennung des französischen Thronkandidaten in Polen, die Abschneidung Rußlands vom Westen fördern mußte. Ostermanns Auffassungen, denen sich auch Biron anschloß, trugen den Sieg davon. Münnichs Versuch, die russische Außenpolitik umzustellen, wurde zurückgewiesen; sein Einfluß erlitt zugleich einen schweren Schlag, er wurde fortan wieder auf das Militärische zurückgedrängt. Gleichzeitig aber wurde der Grund gelegt zu einem tiefen Mißtrauen zwischen den führenden deutschen Männern am russischen Hofe.

Der durch das Eintreten Rußlands und Osterreichs für die Kandidatur des Sohnes Augusts des Starken in Polen hervorgerufene Erbfolgekrieg führte Münnich zum ersten Male an die Spitze des russischen Heeres.

Zwar hatte die französische Diplomatie in Polen die Wahl Stanislaus' Leszczyński zustandegebracht. Unter dem Schutz der ins Land einrückenden russischen Truppen fand aber bereits wenige Wochen später die Proklamierung des Sohnes Augusts des Starken zum König von Polen statt, und Leszczyński sah sich gezwungen, vor den Russen Zuflucht in Danzig zu suchen. Im Februar 1734 erschienen der russische General Lacy vor Danzig und forderte die Auslieferung Leszczyński's. Die stark befestigte und reichlich versorgte Stadt, die auf einen baldigen, von französischer Seite in Aussicht gestellten Entsatz hoffte, lehnte die Forderung ab, und Lacy sah sich vor die Notwendigkeit gestellt, seine Forderung

mit Gewalt durchzusetzen. Die Voraussetzungen dazu waren freilich äußerst mangelhaft. Die Zahl der ihm zur Verfügung stehenden Truppen war für eine folgerichtige Belagerung viel zu gering. An Belagerungsgeräten fehlte es ihm vollkommen. Für die Heranzuführung des Belagerungsgeschützes stand aber nur der langwierige Seeweg offen, da Preußen in diesem Kampfe eine strikte Neutralität wahrte, und nicht gestattete, russische Artillerie durch sein Gebiet heranzuführen. Unter diesen Umständen hatte das russische Belagerungsheer keinen Erfolg aufzuweisen, während die Stimmung in Danzig dank der französischen Ermunterung eine durchaus zuversichtliche war.

Unter diesen Umständen wurde Münnich der Oberbefehl über das russische Belagerungsheer übertragen.

Es war eine eigenartige Verflechtung von Beweggründen, die die leitenden Männer am russischen Hofe zu diesem Schritt veranlaßte. Einerseits war es die Überzeugung, daß nur ein überlegenes militärisches Können eine durch die politischen Verhältnisse dringend gebotene schnelle Entscheidung vor Danzig herbeiführen könnte. Aber mit dieser Überlegung verband sich doch auch der Wunsch, den unbequemen Mann aus St. Petersburg zu entfernen, und vielleicht auch die heimliche Hoffnung, daß Münnich im Falle eines Mißerfolges vor Danzig, so gut wie erledigt sein würde.

Im März 1734 traf Münnich im russischen Lager in Praust vor Danzig ein. Da ihm die zu einem energischen Vorgehen gegen die eingeschlossene Stadt erforderlichen Truppen und das Belagerungsgerät fehlten, so entschloß sich Münnich, zunächst von den Regeln der damaligen Belagerungskunst abzuweichen und die Stadt vorläufig nur durch Verschanzungen von der Außenwelt abzuschneiden und von der Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Zugleich bemühte er sich, durch ein in übermäßig drohendem Tone abgefaßtes Manifest an die Stadt, die hier vorhandenen Meinungsverschiedenheiten zu vertiefen und den inneren Widerstand zu erschüttern.

Wenn es aber auch Münnich gelang, den Belagerungsring immer enger um die Stadt herumzulegen, so konnte doch diese

Methode nur sehr langsam einen Erfolg erzielen, viel zu langsam für den russischen Hof, der für den Fortgang des politischen Kampfes in Polen einen starken, eindrucksvollen militärischen Erfolg brauchte. Diese Umstände führten zu dem bekannten Sturmangriff auf den Hagelsberg in der Nacht vom 9. zum 10. Mai 1734, der mit einem Mißerfolg endete: nach einem mörderischen Kampfe, der bis zum Morgen währte, mußten die Russen ihre Bemühungen aufgeben, bei denen sie — wie die zeitgenössischen Berichte angeben — 3—4000 Mann verloren hatten.

Die letzte Entscheidung war aber damit durchaus nicht gefallen. Zwar erschienen nun auch die längst erwarteten französischen Entsatztruppen auf der Danziger Reede. Ende Mai 1734 wagten die Franzosen eine Landung auf der Westerplatte und machten den Versuch, sich in die Stadt durchzuschlagen. Der französische Angriff brach jedoch vor den russischen Schanzen zusammen. Ein gleichzeitig aus der Stadt unternommener Ausfall wurde von den russischen Truppen ebenfalls zurückschlagen.

Damit war das Schicksal Danzigs entschieden. Zwar leistete die Stadt noch weiter Widerstand. Aber die Ausichtslosigkeit dieses Widerstandes wurde immer offensichtlicher, seitdem die russische Flotte im Juni mit Artillerie und Munition auf der Danziger Reede erschien. Die auf der Westerplatte noch lagernden französischen Truppen streckten die Waffen, daraufhin sah sich auch die Festung Weichselmünde zur Kapitulation gezwungen. Als Bauer verkleidet, verließ Stanislaus Leszczyński heimlich zur Nachtzeit die Stadt, um sich auf preussisches Gebiet in Sicherheit zu bringen. Münnichs Wut über die Flucht Leszczyńskis war grenzenlos und entlud sich in einer verstärkten Bombardierung der Stadt, die sich nun auch gezwungen sah, den Forderungen Rußlands nachzukommen.

Der polnische Erbfolgekrieg führte bald zu weiteren Verwicklungen, die Münnich neue militärische Aufgaben stellten. Wie vorauszusehen gewesen war, hatten die russischen Erfolge in Polen Frankreich veranlaßt, Rußland neue Schwierigkeiten im Süden zu bereiten. Die an und für sich schon gespannten Beziehungen Rußlands

zur Türkei nahmen 1735 unter dem Einfluß französischer Einflüsterungen einen feindseligen Charakter an und mußten jeden Augenblick zu einem Kriege führen. Münnich war sich schon lange darüber klar, daß es zu einem Türkenkriege kommen mußte. Er war geradezu mit der Auffassung von der sittlichen Notwendigkeit eines Kampfes gegen die Türken, der Vertreibung der Türken aus Europa, aufgewachsen. Aber er war sich auch von vornherein darüber im klaren, daß ein Ausbruch des Krieges vor der Vollendung der von ihm begonnenen Aufbauarbeit im russischen Heereswesen, vor allem vor der endgültigen Befriedung Polens, für Rußland eine schwere Belastung bedeutete. Als daher in Rußland von verschiedenen Seiten die Meinung vertreten wurde, daß die Gelegenheit zu einem Kampf mit der Türkei durchaus günstig sei, da die Pforte gerade Schwierigkeiten mit Persien hatte, da trat Münnich dieser Meinung schroff entgegen. Als der Krieg dann doch ausbrach, wurde Münnich mit dem Oberbefehl über die russischen Truppen betraut. Nun, wo der Krieg trotz mancher vielleicht ungünstiger Umstände durchgeführt werden mußte, setzte Münnich sich mit geradezu gewalttätiger Energie, mit seinem ganzen militärischen Können für einen erfolgreichen Ausgang des Krieges ein. Die Türkenfeldzüge Münnichs in den Jahren 1736—1739 waren ebenso kühne Unternehmungen wie — in ihrer Mehrzahl wenigstens — große militärische Erfolge, die Münnichs soldatischem Können ein glänzendes Zeugnis ausstellten, wenn sie auch unter schonungslosem Einsatz der zu Gebote stehenden Kräfte erreicht wurden. Münnich war der erste russische Feldherr, dem es gelang, die von den Tataren zum Schutz der Krim errichteten Linien 1736 zu durchbrechen, Perekop zu erobern und bis zur Hauptstadt der Krim Bachtchisarai vorzudringen. Der Feldzug des Jahres 1737 galt der Mündung des Dnjepr und Bug: nach einer kurzen geradezu tollkühnen Belagerung und Erstürmung fiel die Festung Otschakow als Trümmerhaufen den Russen in die Hände und mußte dann gegen ein anrückendes Türkenheer verteidigt werden. Alle bisherigen Erfolge stellte aber Münnichs

Feldzug im Jahre 1739 in den Schatten. Ohne auf die Neutralität Polens Rücksicht zu nehmen, stieß Münnich durch das polnische Gebiet über den Dnjeestr vor, erstürmte das türkische Lager bei Stawutschane, eroberte Chotin, überschritt den Pruth, besetzte die Moldau und zog feierlich in die Hauptstadt der Moldau in Jassy ein.

Bei der Vorbereitung und Durchführung seiner militärischen Unternehmungen fühlte sich Münnich fortwährend durch den russischen Hof, insbesondere durch seine beiden Gegner Biron und Ostermann behindert. Während Münnich sich ausschließlich von militärischen Gesichtspunkten leiten ließ und mit rücksichtsloser Energie alle Möglichkeiten auszunutzen wollte, um den Erfolg an seine Fahnen zu heften, sah der St. Petersburger Hof sich veranlaßt, seine Haltung von der politischen Gesamtlage in Osteuropa abhängig zu machen. Die politische Lage gestaltete sich aber trotz der großen militärischen Erfolge immer schwieriger für Rußland. Rußland hatte den Türkenkrieg im Bunde mit dem von Münnich so stark abgelehnten Osterreich begonnen. Osterreich war aus Rücksicht auf die Haltung Englands nur sehr zögernd seinen Bundespflichten nachgekommen, auch zeigte sich sehr bald die militärische Schwäche und Anzulänglichkeit dieses Bundesgenossen. Zugleich wurde die zunehmende französische Agitation in Schweden und Polen immer beunruhigender. Auch jetzt wieder war es das Ziel dieser Agitation, mit Hilfe Schwedens, Polens und der Türkei den Ring um Rußland fester zu schließen und die drei Staaten in einen gemeinsamen Kampf gegen Rußland hineinzubeugen. Als dann Osterreich im September 1739 mit der Türkei einen Sonderfrieden schloß, sah sich auch der russische Hof gezwungen, den militärisch so erfolgreichen Kampf abzubrechen. Mit tiefer Erbitterung sah Münnich zu, wie der Friedensschluß fast alle seine Erfolge preisgab. Er war überzeugt, daß dieser Friede das Werk seiner Gegner am St. Petersburger Hofe sei. Die Auszeichnungen, die ihm nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg zuteil wurden, die glänzende Siegesfeier, die in der Reichshauptstadt anlässlich des Frie-

denschlusses veranstaltet wurde, waren nicht dazu angetan, seine Verbitterung zu übertönen.

Die Ereignisse nach dem Tode der Kaiserin Anna gaben dem Gefühl der Verbitterung Münnichs neue Nahrung. Die Kaiserin hatte zu ihrem Nachfolger den noch in der Wiege liegenden Sohn ihrer Nichte Anna von Mecklenburg und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig bestimmt. Biron hatte es so einzurichten verstanden, daß er mit Umgehung der Eltern des kaiserlichen Kindes zum Regenten eingesetzt wurde. Er hoffte, auf diese Weise am besten seine Stellung in Rußland wahren zu können; die gegen ihn gerichtete Unzufriedenheit im Volke hoffte er durch Gewaltmaßnahmen zu unterdrücken. Schon lange hatte Münnich Biron mit tiefem Mißtrauen gegenübergestanden. Immer mehr festigte sich in ihm die Überzeugung, daß Biron's Herrschaft eine gewaltsame Entladung zur Folge haben werde, die sich dann aber nicht nur gegen diesen allein, sondern gegen alle Deutschen richten mußte. Diese Überzeugung ließ in ihm den Plan reifen, Biron gewaltsam zu beseitigen. Nachdem er sich mit der Prinzessin Anna von Mecklenburg verständigt und das von ihm befehligte Garderegiment für den Staatsstreich gewonnen hatte, ließ er in der Nacht zum 19. November 1740 Biron verhaften und in die Festung Schlüsselburg bringen.

Durch diesen Staatsstreich fiel der maßgebende Einfluß Münnich zu. Er ließ die Mutter des Kaisers zur Regentin ausrufen, und diese wiederum verlieh ihm die Stelle eines ersten Ministers. Mit leidenschaftlichem Eifer stürzte Münnich sich in die Staatsgeschäfte. Über den Kopf Ostermanns hinweg veranlaßte er auch sogleich eine außenpolitische Neuorientierung Rußlands. Mit dem Tode Kaiser Karls VI. stand der Ausbruch eines österreichischen Erbfolgekrieges unmittelbar bevor. Unter diesen Umständen schien Münnich das Bündnis mit Osterreich besonders gefährlich; eine Änderung der politischen Bindungen schien dringend erwünscht. Dafür kam nur die aufsteigende preußische Militärmacht in Frage, für die Münnich immer Sympathie gehabt hatte. Raum war aber ein Defensivbündnis mit

Preußen abgeschlossen, als Münnich erkrankte. Das wurde dem russisch-preussischen Bündnis zum Verhängnis. Ostermann, der eine Änderung des außenpolitischen Systems unter allen Umständen verhindern wollte, weckte das Mißtrauen Anton Ulrichs v. Braunschweig gegen Münnich und verstand es auch, die Regentin, die sich durch die ungestüme, herrische Art Münnichs unangenehm berührt fühlte, gegen diesen einzunehmen. Mit Einverständnis des Regentenpaares leitete er Rußland wieder in die traditionelle Bindung an Osterreich zurück. Als Münnich wieder gesund war, sah er sich einer geschlossenen Front gegenüber und nahm erbittert seinen Abschied.

Ehe aber Münnich noch seine Absicht, seine oldenburgische Heimat zu besuchen, durchführen konnte, kam es in St. Petersburg zu einer neuen Staatsumwälzung, die auch ihn in ihren Wirbel hineinzog.

Es war das der von Münnich längst befürchtete Schlag gegen die Deutschen. Das durch die Deutschen sich zurückgesetzt fühlende Rußentum verband sich mit der von diesen Deutschen — insbesondere von Biron und Ostermann — bekämpften französischen Politik und verhalf Anfang Dezember 1741 der Tochter Peters des Großen Elisabeth zum Besitz des Thrones. In derselben Nacht, in der Elisabeth die Staatsführung an sich riß, wurde auch Münnich verhaftet, der sich nie allzu freundlich gegen Elisabeth gezeigt hatte. Gegen Münnich wurde ein Hochverratsprozess in Szene gesetzt, der mit der Verkündung der Todesstrafe endete. Auf dem Schafott wurde Münnich am 29. Januar 1742 zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien begnadigt. Das Festungsdorf Pelm wurde ihm als Wohnort angewiesen.

Zwanzig Jahre lang — 1742 bis 1762 — mußte Münnich hier in der Einöde, in einem engen kleinen Hause verbringen, nur von seiner Frau und einigen Vertrauten umgeben, unter strengster Bewachung, die ihm jede Bewegungsfreiheit raubte und ihm auch Papier und Feder entzog und damit jede geistige Betätigung so gut wie unmöglich machte. Erst die Thronbesteigung Peters III. 1762 brachte ihm die Begnadigung. Er durfte nach St. Petersburg zurückkehren und

wurde wieder in die Würde eines Feldmarschalls eingesetzt. Auch Katharina II., die wenige Monate später durch einen Staatsstreich die Macht an sich riß, bewahrte Münnich ihr Wohlwollen. Münnich durfte wieder zu der Tätigkeit zurückkehren, die er in der Zeit seiner Anfänge in Rußland ausgeübt hatte. Er wurde zum Generaldirektor über die Häfen Baltischport, Reval, Narwa, Kronstadt und über den Ladogakanal ernannt. Mit jugendlicher Tatkraft ging der Greis an die Ausarbeitung eines großzügigen Planes für einen Kriegshafen in Baltischport und reiste wieder wie vor 40 Jahren unermüdet zwischen Reval, Narwa, Kronstadt, Ladoga und St. Petersburg hin und her. Aber seine Vorschläge, seine Bitten um Geldbewilligungen fanden bei der Kaiserin immer weniger Gehör. Mitten aus seiner rastlosen Tätigkeit wurde Münnich nach kurzer Krankheit im Oktober 1767 durch den Tod herausgerissen. Auf seinem Gute Lunia bei Dorpat fand der Rastlose seine letzte Ruhestätte.

In gewaltiger Dynamik hat sich das Leben Münnichs abgespielt. Einem beispiellosen Aufstieg vom hessen-darmstädtischen Infanterieoffizier zum Feldmarschall und ersten Minister eines der machtvollsten Staaten des damaligen Europas folgte ein jäher Fall; aber nach einer 20-jährigen Verbannung in sibirischer Einöde besaß Münnich noch die Kraft, mit fast unaustilgbarer Vitalität an Aufgaben und Pläne heranzugehen, die ihn fast vor einem Menschenalter beschäftigt hatten.

Münnich — so hat kein geringerer als Friedrich der Große geurteilt — „ist der Prinz Eugen von Rußland, er hatte die Tugenden und Fehler eines großen Generals: gewandt, unternehmend, glücklich, aber auch schroff, stolz, ehrgeizig und bisweilen despotisch, das Leben seiner Soldaten aufs Spiel setzend.“ Dieses Urteil — scharf und klar, wohlwollend und schonungslos in eins — ist zweifellos richtig und charakterisiert vielleicht am besten die eigenartige Verbindung, die rastlose deutsche Schaffenskraft und großräumige Weite Osteuropas in der Persönlichkeit Münnichs eingegangen sind und ihr deutlich den Stempel der Einmaligkeit aufgedrückt haben.

Begnadung der Erde

Alle Gestirne beglücken die Erde,
malen auf ihren Scheitel verfunken
Schimmer der Gnade und sprechen die Würde
königlich liebender Herrschaft ihr zu.

Sie aber hebt nur das Haupt, um so weifer
widerzulächeln wie Götter, die neidlos
sich an dem Glanze des Irdischen freun,
hebt nur das Haupt wie zum Danke und schweigt.

Was sind die strahlenden Sterne der Erde?
Ach mit gewaltigem Atem verwandelt
sie das Geleucht zu leuchtendem Geiste,
wirft es flammend zum Himmel empor.

Also erweckend gibt sie dem Schoße
freudetrunken das Glück ihrer Menschheit,
gibt sie dem wartenden Gott zum Geschlechte
liebend und also sich selber zurück.

Herbert Böhme

Theater

Novelle von Friedrich Karl Gotsch

Mit beschwörend erhobenen Armen dirigierte der Kapellmeister die letzten Takte, der Vorhang senkte sich über dem blutigen Drama, der Beifall setzte pünktlich ein, als gehöre er mit dazu — Theater. Den „Bajazzo“ hatte es gegeben.

Wir wurden zum Ausgang gedrängt, erkämpften unsere Garderobe und fühlten uns unbehaglich in dem plötzlichen Trübel. Und als wir, halb noch im Anziehen, die winterliche Straße betraten, und neben uns, in einer ausnehmend lauten, geschäftigen Schar, jemand spöttisch die Worte aus dem berühmten Prolog zitierte: Schaurige Wahrheit — — —, blickten wir uns vielsagend an.

Ich war mit einer Dame im Theater gewesen. Draußen warteten wir auf ihren Mann, meinen Freund Peter, den Konzertmeister des Orchesters. Wir gingen im Schneetreiben ein wenig auf und ab, tief in unsere Mäntel gehüllt. Ich bot Frau Ami den Arm:

„Nun? Du bist ja so still. Hat es dich so ergriffen?“

„Gute Aufführung“, erwiderte sie nur.

„Doch.“

„Na ja, mich packt die Geschichte immer wieder. Dich nicht?“

„Ehrlich gesagt, ich habe dabei an etwas ganz anderes gedacht.“

„An etwas anderes? Das versteh' ich nicht.“

„An eine andere Aufführung, bei der nicht gerade „Schaurige Wahrheit“, aber immerhin etwas recht tragisches sich ereignete; wo, um die Redensart zu variieren, nicht über Tod, sondern über mindestens ein Leben entschieden wurde.“

Mein Freund trat zu uns, den Geigenkasten unter dem Arm, den seine Frau ihm fürsorglich gleich abnahm. Einige Kollegen wurden noch begrüßt, dann gingen wir zu dritt davon.

„Was war das für eine Aufführung, von der du eben anfingst“, setzte Ami das unterbrochene Gespräch fort.

„Kinder, das kann ich nicht auf der Straße und nicht so schnell erzählen.“

„Nehmen wir doch ein Auto und fahren zu uns.“

„Und ich habe schon ein wenig Abendbrot zurechtmachen lassen“, sagte Ami.

„Einverstanden. Ihr wißt ja, wie gern ich bei euch bin. Wie manche Geschichte haben wir uns da schon erzählt. Und so werde ich euch heute abend die Geschichte von Olesons letztem Auftreten erzählen.“

„Von deinem Bekannten, dem Tausendkünstler?“

„Ja, von ihm.“

„Was ist eigentlich aus dem geworden?“

„Danach haben mich schon viele gefragt. Ich weiß es nicht. Aber die Erklärung dafür gibt wahrscheinlich eben diese Geschichte.“

Wir waren ein kleines Stück am Hafen entlang gefahren und hielten vor einer alten Villa am Ufer, dem Hause, das meine Freunde bewohnten. Ich kehrte hier immer gern ein, wenn ich meine Heimatstadt besuchte. Aus einem kleinen Mansardenzimmerchen sah man weit über die Förde. Die Nacht war schwarz und blank wie Lach. Ab und zu hörte man die Sirene eines Dampfers. Die uralten, kahlen Buchen am Haus regten sich hörbar im Winterwind. Und drinnen bei uns sumimte der Teekessel. Peter wärmte sich die empfindlichen Geigerhände am Kamin, Ami hockte auf der Couch dieses ihres geliebten Traumzimmers.

„Deine Geschichte“, mahnte sie mich. Sie war immer sehr begierig, Geschichten zu hören; denn die beiden Menschen lebten sehr abgeschlossen hier oben in L., und ich brachte immer etwas mit aus der „großen Welt“, wie sie es nannten.

„Ihr wißt, früher, wenn ich im Sommer auf ein paar Wochen herkam, pflegte ich regelmäßig v. F.'s zu besuchen, auf ihrem Gut etwas weiter nördlich in der Meeresbucht. Die verwitwete Baronin kenne ich schon lange. Seit dem Tode ihres Mannes fand die junge Frau, da sie von der Gutsarbeit nicht viel verstand, einen gewissen Trost darin, hoffnungsvollen jungen Menschen, meist Künstlern, Hilfe und Stütze zu sein und sie um sich auf Freibagen zu versammeln. Schade, daß ihr die schöne Zeit da oben nicht mehr erlebt habt. Ich habe in dem herrlichen Freibagener Park oft gemalt, oft auch bin ich mit der Baronin und ihrer Schwester gesegelt. Wie gesagt, es war immer Besuch auf dem Schloß, zu dessen Unterhaltung allerlei Unternehmungen veranstaltet wurden. Dazu gehörten regelmäßig auch Theateraufführungen, die natürlich ich, als Maler, auszustatten hatte. Damals haben wir viel Theater gespielt, wir paßten alle so gut zusammen. Seit die Baronin fort ist, hat sich der Kreis aufgelöst, sie war die Seele des Ganzen gewesen. Ich muß sagen, bei allem schuldigen Respekt vor Theaterleuten: einige Aufführungen in Freibagen konnten sich sehen lassen. Ich habe sie nicht vergessen.“

„Das liegt wohl daran, daß du selbst mitgewirkt hast,“ warf Peter ein.

„Mag sein. Aber ein Fall ist mir unvergesslich geblieben, wie niemals wieder eine Aufführung. Denn da wurde Theater zu erhobener Wirklichkeit. Vor fünf Jahren war das. Wieder waren allerlei Leute zu Gast bei der Baronin, darunter eine junge, begabte Schauspielerin, Lotte Loh.“

„Lotte Loh, sagst du? Den Namen habe ich kürzlich im Theater gehört, im Zusammenhang mit irgendeinem besonderen Erfolg, im Rheinland glaube ich.“

„Also ist etwas aus ihr geworden. Ich habe es nicht anders erwartet. Damals war sie noch eine Anfängerin. Ihr wißt ja selbst: wenn man mit jemandem vom Theater zusammen ist, wird auch vom Theater gesprochen. Das ist nun mal so. Und so sprach man auch seinerzeit fast ausschließlich vom Theater. Ich erinnere mich an einen Abend in der Bibliothek der Baronin. Lotte Loh hatte kurz vor

Beginn ihrer Ferien die erste größere Rolle gehabt. Zwar sprach sie nur wenig darüber und nicht von selbst; denn sie war wirklich eine ernsthafte Künstlerin. Aber man merkte es ihr an, wie sehr ihre Gedanken um die ersten großen Erlebnisse auf der Bühne kreisten. Und eigentlich aus Entgegenkommen lenkte man das Gespräch darauf. Sie war zudem ein bezaubernd schönes Geschöpf, das sowieso alle Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Besonders die Baronin umsorgte sie in der rührendsten Weise. Sie hatte diesen neuen Gast aus der Hauptstadt in die ländliche Stille gebracht, erzählte an jenem Abend von den Aufführungen, die wir veranstaltet hatten, zählte die Mitglieder unserer anonymen Truppe an den Fingern her und rief mich bei Lotte Lohs ungläubiger Miene zum Zeugen an.

„Gewiß, gnädiges Fräulein“, versicherte ich, „Sie haben wohl unsere Bühne noch nicht gesehen? Wir spielen auf der Terrasse zum Park, oder im kleinen Festsaal, je nachdem, was für Wetter ist und welche Stücke wir ausgesucht haben. Oh doch, wir können uns schon sehen lassen. Freilich sind wir nur Laien — —“

„Bis auf Olefon,“ wendete die Baronin ein.

„Ja allerdings, bis auf Olefon,“ bestätigte ich. — — —

An dieser Stelle meiner Erzählung gebot Ami mir, einen Augenblick einzuhalten. Sie öffnete das Fenster. Unten vor dem Haus stand eine junge Dame, die gerufen hatte.

„Ah, das Amchen,“ sagte Ami. „Ich komme runter.“

„Das ist eine Pianistin, die haben wir hier kennengelernt. Wir musizieren manchmal zusammen,“ erklärte mir Peter. Ami schien dem Besuch auf der Treppe schon auseinandergesetzt zu haben, daß ich im Begriff sei, eine Geschichte zu erzählen. Sie begrüßte mich nur flüchtig, setzte sich mit einer Tasse Tee in eine Ecke und bat:

„Erzählen Sie ruhig weiter, ich höre auch gern zu.“ Peter wiederholte mit ein paar Worten, worüber ich gesprochen hatte.

„Ich weiß schon: eine Theatergeschichte.“

„Also, was hatte ich zuletzt gesagt,“ begann ich von neuem. „Lotte Loh war er-



Arvid Mather

Im Theater

klärt worden, daß ein gewisser Oleson eine Ausnahme mache, der könne mehr als die anderen.“

„Entschuldigen Sie,“ unterbrach mich die Pianistin noch einmal, „sagten Sie Oleson?“

„Ja. Nennen Sie den? Sind Sie aus dieser Gegend?“ Sie winkte ab.

„Nachher. Nein, ich habe nur den Namen schon gehört.“

„Also schön, wie ging es weiter — —. Wer denn dieser Oleson sei, fragte Lotte Loh damals. Ich sah fragend die Baronin an, ob sie oder ich — —, sie erteilte mir mit einem Kopfnicken das Wort. Oleson — — — ja, eigentlich ist er wohl Schriftsteller. Er stammt aus der kleinen Kreisstadt. Er hat einmal Schauspieler oder Regisseur werden wollen, das hat er nie ganz vergessen, scheint es. Er dichtet, schreibt, reißt viel, er hat immer viel vor.“

„Erinnert ihr euch noch an seinen Kaufmann Simone in „Florentinische Tragödie“ von Oskar Wilde?“, wendete sich die Baronin an uns ältere Bekannte. Es waren außer mir ein Pastor, ein junger Rechtsanwalt und einige Leute vom Nachbargut anwesend.

„Und ob! Er war wundervoll“, bekräftigte der Jurist. Die Schauspielerin wurde lebhaft:

„Wie? Ihr habt Wilde gespielt? Und die „Florentinische Tragödie“? Ich kenne das Stück, ich habe die Bianka kürzlich gearbeitet. Donnerwetter, da muß man allerdings schon einiges können. Wer waren denn die beiden anderen Mitspieler außer diesem Herrn Oleson?“

„Das waren Freunde von Oleson, die hatte er mitgebracht. Die Bianka war eine Schauspielerin aus unserer Stadt.“ Ich unterbrach hier meine Erzählung, um zu fragen:

„Kennt ihr das Stück?“

„Nein.“

„Also kurz den Inhalt: Ein alternder Kaufmann, Simone, kommt von einer Geschäftsreise überraschend nach Haus und findet seine junge Frau, Bianka, in den Armen des schönen Prinzen Guido Bardi. Zwischen den beiden Männern entspinnt sich ein scharfer Dialog, der mit Zweikampf endet, wobei der Prinz getötet wird. Bianka, das Teufelsweib, leuchtet zu dem Kampf mit einer Fackel

und gehört am Schluß begeistert wieder ihrem Mann an, da er ihr nun durch seine Kraft und Kühnheit imponiert. Ein tolles Stück, bei allem Konstruierten doch wahr, grausam wahr. Nun, Lotte Loh war aufs höchste interessiert an unseren Schilderungen jener Aufführung, sie kam immer wieder darauf zurück. Ich erklärte ihr genau, wie ich die Szenerie gestaltet hatte. Draußen auf der Terrasse hatten wir den Einakter aufgeführt. Der Park, mit seinem Teich und den Baumriesen war Hintergrund gewesen, die Zuschauer hatten in der Halle gefessen. Ich hatte mich darauf beschränken können, mit etwas Rampenlicht und einigen Requisiten nachzuhelfen. Die Stimmung war von der Natur schon wunderbar gegeben gewesen. Was war natürlicher, als daß Lotte Loh anfang, nach Oleson zu fragen: nach diesem ausgefallenen Menschen, von dem alle nur schwärmten. Ob er wohl jetzt auch da sei. Ob sie ihn kennenlernen könne. Ob er womöglich gar zu einer Aufführung zu haben sei? Sie hatte eben noch alle Anruhe und Begeisterung der Anfängerin, das Theaterblut drängte zur Betätigung.

Die Baronin wurde von der Idee angestekt, die „Florentinische Tragödie“ noch einmal aufgeführt zu sehen, mit Oleson und Lotte Loh. Und selig, ihren Gästen eine Freude machen zu können, schrieb sie an demselben Abend noch einen Brief an Oleson. Vielleicht war er ja wirklich zufällig im Land. Statt einer Antwort kam nach zwei Tagen Oleson selbst an. Er überrumpelte uns, an einem Nachmittag, als wir alle zum Tee auf der Veranda versammelt waren. Ein kleines graues Auto kam durch die Gutsallee vor das Schloßportal gefahren und scheuchte die Tauben auf. Die Baronin erkannte Oleson zuerst. Wir sprangen alle erfreut von unseren Stühlen auf, da trat er schon durch die Tür. Stand da, mit seinem bezauberndsten Lächeln, wie immer ein faszinierender Anblick. Für jeden hatte er ein reizendes Begrüßungswort, jeder fühlte sich von ihm besonders ausgezeichnet. Das war auch eins der Merkmale dieses Mannes, der die Kunst, Menschen zu behandeln, so außerordentlich beherrschte. Jeder, der mit ihm zu tun hatte, meinte immer ihm besonders nahe

zu stehen, ihm besonders am Herzen zu liegen. Wer weiß, in Wirklichkeit stand er wohl allen Menschen gleich fern, was wahrscheinlich sein geheimster Schmerz war. Solche Ausnahmemenschen, solche Naturen in beständiger Hochform, sind ja innerlich sehr einsam.

Es war interessant, zu sehen, welchen Eindruck Oleson auf Lotte Loh machte. Und umgekehrt: wie er auf sie reagierte. Sie war unter den Anwesenden das für ihn einzig neue Gesicht auf Freihagen. Ich muß euch an dieser Stelle etwas eingehender erklären, wer Oleson war, wie er aussah. Ein in jeder Beziehung ungewöhnlicher Mensch. Er hatte einen schmalen, klugen, man kann ruhig sagen schönen Kopf. Unter schweren Lidern große, blaue, schräggesehne Augen. Ein wenig so, wie man es an den alten ägyptischen Köpfen sieht. Augen von einem seltsam unisteten Ausdruck, einen schmalen Mund, der auch im Schweigen sehr sprechend wirkte, mit einem leisen Sarkasmus. Das dünne Haar war schon sehr ergraut. Er trug es schlicht schräg über die Stirn geschheitelt, was einen sanften Eindruck hervorrief. Dazu eine tiefbraune Hautfarbe, eine große Gestalt, von lässig gebeugter, etwas altmodischer Haltung. Alles in allem ein Mann von schwer definierbarem Wesen, voller Gegensätze und dadurch voller Charme. Als sich Oleson und Lotte Loh die Hände gaben, war es geradezu spürbar für uns andere, daß zwei besondere Menschen sich begegneten, die sich ihrer Besonderheit beide bewußt waren, auch der besonderen Begebenheit ihrer Begegnung. Lange und fest blickte Lotte Loh Oleson ins Gesicht, noch als er längst schon saß und sich höflich, doch mit einem Freimuth, den nur er sich leisten konnte, mit der Baronin unterhielt. Er seinerseits tat so, als nähme er gar nicht so viel von Lotte Loh Notiz. Mitunter nur streifte sein Blick sie. Ich sah ihn dabei im Profil und bemerkte den Ausdruck von gespielter Gleichgültigkeit in seinen Zügen. Er kokettierte. Mir fiel aber auf, daß er exaltierter in seinem Gespräch war als sonst, nicht so abgewogen und überlegt. Er berichtete von seinem letzten Aufenthalt in Schweden, von den Persönlichkeiten, die er dort gesehen hatte, von

seiner Arbeit an einem Buch philosophischen Inhalts, von einem Treffen aus-erlesener Geister, das bevorstand. Jetzt hielt er sich kurze Zeit zu Haus auf, er hätte natürlich auch ohne die freundliche Aufforderung der Baronin pflichtschuldigst seinen Besuch gemacht demnächst. Unsere Gastgeberin leitete nun über zu dem Anlaß ihres Briefes. Sie sprach vom Theaterspielen, von der „Florentinischen Tragödie“. Mit einem übertriebenen Seufzer unterbrach Oleson sie:

„Ach, du liebe Zeit! Theater — — Theater! Ich bitte Sie, Baronin, wie kann man sich damit noch abgeben, wenn man über die erste Jugend hinaus ist!“ Die Baronin antwortete nur:

„Fräulein Loh ist Schauspielerin, Oleson.“ Lotte Loh hatte die ganze Zeit ruhig und beobachtend dageessen. Auf diese Eröffnung hin änderte sich Oleson völlig. Zuerst machte er eine tiefe Verbeugung zu Lotte Loh hin. Dann sah er sie schuldbeladen an, und es trat ein Zug fast von Wehmut in sein Gesicht, womit er auf der Stelle zu erkennen gab, daß das Wort Theater eine wunde Stelle in ihm getroffen hatte, was er zu verbergen sich nicht länger Mühe gab. Lotte Loh schien ihn sofort verstanden zu haben. Sie selber gab zu, wie recht Oleson im Grunde habe, wie leicht manchmal aus dem ersten Theaterausch der Jugend Schlendrian und Komödianterei werde. Aber das sei wohl mit anderen Berufen nicht anders. Beim Theater sähe man es eben mehr, bei diesem schweren Beruf vor aller Augen, voller Gefahren. Oleson wurde jetzt ernsthaft.

Ich kann nun nicht mehr den Verlauf des Gespräches wiedergeben, ich will nur erzählen, was zur Sache gehört. Und das ist vor allem eins: Ich habe noch nicht erwähnt, daß ich damals ein Porträt von Lotte Loh angefangen hatte, daß ich also ihr Gesicht studierte, auch wenn ich nicht gerade bei den Sitzungen an dem Bild arbeitete. Ich stellte fest, daß, seit Oleson aufgetaucht war, etwas ganz neues an dem Mädchen in Erscheinung trat. Wie soll ich es bezeichnen: etwas Äppiges, Warmes, Puffendes. Es sah aus, als wäre ihr Mund plötzlich voller, durchbluteter geworden. Ihre Augen blieben groß und fest auf Oleson gerichtet, der

sie allmählich in ein Gespräch schwierigen Inhalts, ich glaube über klassische Tragödie, verwickelt hatte. Sie antwortete ihm Schlag auf Schlag und so treffend, daß es ihn sichtlich verwunderte und seine sprühende Geistigkeit, die wir alle an ihm so bewunderten, immer mehr entzündete. Die beiden redeten ganz allein, wir hörten nur zu. So ungefähr verlief die erste Begegnung. Ziemlich spät in der Nacht verabschiedete Oleson sich, mit dem Versprechen, binnen weniger Tage wiederzukommen. Ein Verwandter der Baronin und ich debattierten im Rauchsalon über weiß Gott was, als die Hausherrin noch auf einige Augenblicke zu uns hereinkam, Arm in Arm mit Lotte Loh:

„Was sagen Sie nun. Wir werden die „Florentinische Tragödie“ mit Oleson spielen,“ lächelte sie. Ich war nicht wenig überrascht:

Wie? So schnell haben Sie Oleson ungestimmt? Er war doch erst ganz Ablehnung.“ Die Baronin wies mit einer Kopfbewegung auf Lotte Loh:

„Fragen Sie das Mädchen —.“ Lotte Loh setzte sich und zündete sich eine Zigarette an. Sie schaute sinnend geradeaus:

„Wir haben es abgemacht. Also dieses eine, letzte Mal noch, hat Herr Oleson gesagt. Ich bin sehr gespannt. Er muß ein phantastischer Schauspieler sein, nach seiner ganzen Art — — —, ich glaube es jetzt.“

„Aber es fehlt noch jemand für den Prinzen.“

„Eben. Sobald wir den Prinzen haben, wird es losgehen. Denken Sie nur schon an die Dekorationen.“

„Aber liebes Fräulein Loh, was wird dann aus unserem Porträt!“

„Das wird zu Ende gebracht, vielleicht besser als sonst — —.“

Etwas Verheißungsvolles war in ihren Augen, als sie das sagte. Sie stand auf, wünschte uns Gute Nacht und ging aus dem Zimmer. An der Tür drehte sie sich noch einmal lächelnd um.

„Ihr Schützling ist ganz verwandelt, Baronin,“ meinte ich.

„Oleson!“, antwortete sie.

„Glauben Sie das — — —?“

„Nun, harmlos natürlich. Sie ist eben eine Schauspielerin, dann müssen Sie das doch verstehen.“

„Allerdings.“

Am nächsten Tag hatte ich eine sonderbare Porträtsitzung. Mein Modell kam zu spät in den Wintergarten, wo wir arbeiteten. Sie war vorher zum Meer hinabgeritten und hatte gebadet. Wie eine Amazone stand sie vor mir.

„Schimpfen Sie nicht, bitte! Wir fangen gleich an. Aber ich brauche heute einmal nicht Ihren hübschen Geschichten zuhören, sondern darf auch arbeiten, ja?“

„Ich verstehe Sie nicht — —.“

„Ich werde die Bianka aus der „Florentinischen Tragödie“ memorieren.“ Dabei zog sie ein kleines Büchlein aus der Tasche der Reithose und schwenkte es in der Luft. Sie warf sich in den Sessel und begann mit geschlossenen Augen Sätze aus der glühenden Sprache des Stückes herzusagen. Ich sah ihr eine Weile zu, dann legte ich Pinsel und Palette fort:

„Liebes Fräulein Loh —, dann könnte ich ebensogut aus dem Kopf malen. Sie sind ja gar nicht bei der Sache.“ Sie reichte mir ihre schmale Hand herüber:

„Nein, nein, ich sitze schon, wie es sich gehört.“ Sie nahm gehorsam die gewohnte Stellung ein, nur ihre Lippen bewegten sich immerfort leise. Sie sah mich mit ihren großen Augen an; nein, sie sah mich gar nicht an, es schien nur so. Ich wurde mir darüber klar, daß es ganz richtig war, gerade jetzt weiterzumalen, ja, nun erst recht. Ich kam in die beste Arbeitsstimmung, nahm meine ganze Kraft zusammen, um das von Wellen inneren Lebens überflutete Angesicht der jungen Schauspielerin wiederzugeben. Es ist am Ende auch ein gutes Porträt geworden, ich schenkte es der Baronin.

Doch ich will nicht allzusehr abschweifen, ich will ja von der Aufführung erzählen. Zur Erklärung noch dies: Lotte Loh schrieb mit Einwilligung der Baronin an einen jungen Kollegen, den sie einlud, mit der Begründung, er solle in der geplanten Vorstellung den Prinzen spielen. Ich fragte sie einmal:

„Wird er denn auch kommen?“

„Natürlich,“ antwortete sie nur.

Er kam auch. Schon nach einigen Tagen. Inzwischen war aber auch Oleson wieder da, war wiedergekommen mit seinem kleinen grauen Auto, um zu bleiben. Zum Glück war mein Porträt schon so

weit gediehen, daß ich Lotte Loh nicht mehr zum Sitzen brauchte; ich hätte sie auch nicht mehr viel dazu gekriegt, fürchte ich. Sie war den ganzen Tag von Morgens bis Abends mit Oleson unterwegs. Sie fuhren in der Landschaft spazieren, sie segelten, sie saßen stundenlang im Park, in den entlegensten Winkeln. Wenn man sie zu Gesicht bekam, waren sie in lebhafter Unterhaltung über Theater, über nichts als Theater. Ich wußte nicht, über wen von den beiden ich mich mehr wundern sollte. Das ging so einige Tage. Wir anderen haben diese Intimität mit an. Die Natur hatte diese zwei Menschen so bevorzugt, daß wir es nach der ersten Überraschung ganz in der Ordnung fanden, wenn sie sich so ausschließlich und so gründlich miteinander beschäftigten. Die Baronin versprach sich für ihr Wunderkind, wie sie Lotte Loh scherzend oft nannte, das Beste davon. Oleson war ja ein so vielseitig gebildeter und durch sein buntes Leben so schillernder Mensch, daß er in der Tat im höchsten Maße anregend wirkte. Und nun Lotte Loh's junges, empfängliches Gemüt! Und noch etwas darf man nicht außer Acht lassen, wenn man das Interesse des jungen Mädchens an diesem Manne verstehen will: er wirkte noch verhältnismäßig jung, war damals aber sicher schon über vierzig. Wie ich schon erwähnte, hatte er ziemlich graues Haar, das mitunter ganz silbrig gegen seine dunkle Hautfarbe leuchtete. Aber man kam nie darauf, das für ein Zeichen von Alter zu nehmen. Es war etwas stilisiertes an dem ganzen Manne. Doch ich will schneller auf den Kern meiner Erzählung kommen.“

„Du brauchst Dich nicht beeilen, wir hören Dir gern zu“, versicherte Ami und erkundigte sich beim Amchen um deren Meinung.

„Sie sind Maler — man sieht das sehr, was Sie erzählen. Sie malen mit ihren Worten“ sprach sie lächelnd.

„Danke für das Kompliment“, erwiderte ich. Wir lachten fröhlich auf. Peter hatte inzwischen Liköre eingekauft. Wir tranken und rauchten.

„Nun also weiter. Es wird jetzt wohl ernst?“ fragte Ami.

„Das wird es. Hört zu. Die ganze Situation auf Freihagen, wie ich sie eben geschildert habe, änderte sich an einem Tage völlig. Es war der Tag, an dem Lotte Loh morgens ein Telegramm bekam, und als am Nachmittag ihr Bekannter eintraf. Der Kutscher holte ihn von der Bahn, es war ein gewitterschwüler Tag. Vom Gut herüber tönte das einschläfernde, monotone Summen der Dreschmaschinen. Wir waren alle ohne rechte Initiative, saßen auf der Veranda und tranken eisgekühlten Kaffee. Lotte Loh war sichtlich unruhig. Sie schaute oft auf die Uhr und erkundigte sich nach den Bahnverbindungen. Oleson saß ihr gegenüber. Er machte ein rätselhaft undurchdringliches Gesicht, war womöglich noch absonderlicher als sonst. Er war in diesen Tagen mulattenhaft braun verbrannt. Sein helles Haar lag gleißend über der Stirn, die blauen Augen leuchteten wie Email.

Also der Besuch kam an. Wir sahen der Sig einen großen, blonden Herrn entsteigen, eine sportliche, frische Erscheinung, einen jugendlichen Helden, wie er im Buch steht. Lotte Loh lief zur Begrüßung die Treppe hinab. Wir bemerkten, wie sie am Portal mit dem jungen Mann zusammenprallte. Es entging uns auch nicht, daß er sie kurz und hastig in den Arm nahm und auf die Wange küßte. Oleson hatte es auch gesehen. Er wendete sich ab und blickte angelegentlich auf seine Hände. Ich muß nun berichten, wie die beiden Männer sich begrüßten. Unbefangen kam der Besucher mit Lotte Loh von der Diele die breite Wendeltreppe heraus, sprach die üblichen Dankesworte zur Hausherrin, die ihn willkommen hieß, sagte allen Guten Tag und streckte Oleson ebenso — ein wenig forschend nur — die Hand hin. Oleson erwiderte den Gruß sehr kurz. Er räusperte sich, setzte sich sofort wieder hin und wendete etwas immotiviert das Wort an mich in einer ganz gleichgültigen Sache. Er vermied es sichtlich, sich an dem Gespräch zu beteiligen, das sich anfangs natürlich allgemein mit dem neuangekommenen Herin befaßte. Lotte Loh war ganz und gar mit dem beschäftigt und hatte tausend Fragen. Aber ab und zu wendete sie sich Oleson zu, erstaunt über

sein ablehnendes Verhalten. Oleson verabschiedete sich nach einiger Zeit, indem er vorgab, etwas besorgen zu müssen. Er fuhr mit seinem Wagen davon. Erst zum Abendessen stellte er sich wieder ein. Wir hatten uns inzwischen mit unserem neuen Gast näher bekenntgemacht. Er war ein sehr gerader, sehr robuster Mensch. Vielleicht ein bisschen zu einfach, ich meine durchaus nicht hintergründig: als Künstler beurteilt. Als Gesellschafter dagegen erfrischend durch seine Problemlösungsfähigkeit, er strahlte Heiterkeit und Unternehmungsgeist aus. Noch am selben Nachmittag, das Gewitter entlud sich am Horizont als Wetterleuchten, verlangte er das Wasser zu sehen. Wir gingen alle zusammen den kurzen Richtweg hinter dem Gutshof hinunter und badeten. Wie ein Triton prustete und schnob er im Wasser herum und erlaubte sich keck gegen Lotte Loh allerlei Übergriffe, indem er sie anpackte und ins Wasser warf, oder sie huckepack durch die sich brechenden Wellen schleppte, was sie, jauchzend vor Vergnügen, als ganz selbstverständlich hinnahm. Man hatte den Eindruck, die beiden gehören zusammen. Es war ja auch ganz klar, daß Lotte Loh den jungen Kollegen eben deshalb aufgefordert hatte, herzukommen. Das Theaterspiel allein wird nicht der Grund dafür gewesen sein, sondern der Wunsch, mit ihrem Freund einige schöne Tage in dieser Gegend, die ihr gefiel, zu verleben. Die Baronin sprach abends, als sie auf einige Augenblicke zu mir in den Wintergarten kam, um den Fortgang meiner Malereien zu besehen, darüber.

„So sind denn die Rollen für unser Stück denkbar gut verteilt, meinen Sie nicht auch? Der herrlich aussehende Prinz, seine Geliebte, der alternde Mann, Herr Ahmussen, Fräulein Loh, Oleson.“

„Ja, Baronin. Aber der Schluß des Stückes ist anders.“

„Nun ja, der Schluß — —.“

„Ich bin nicht so ganz Ihrer Meinung, Baronin. Wir haben doch gesehen, daß Oleson mehr als ein oberflächliches Interesse an dem Mädchen nimmt. Haben Sie ihn beobachtet, heute Nachmittag, als Herr Ahmussen ankam?“

„Ja, er war verstimmt. Aber ob das nicht mal wieder sein geistiger Hochmut

war, der sich da zeigte? Sie wissen, wie er über die durchschnittlichen jungen Leute vom Theater denkt. Und es braucht nicht dazu Oleson's Scharfblick, um sofort zu erkennen, daß dieser Herr Ahmussen zwar ein lieber, guter Kerl, aber in nichts sonst ein hervorragender Mensch ist, stimmt's?“

„Baronin, es ist etwas zwischen Oleson und Lotte Loh, ich fühle das. Wenn man sich um Oleson in dieser Hinsicht auch nicht zu kümmern braucht, so sollte man es doch Lotte Loh's wegen tun. Sie ist noch so jung — —.“

„Eben. Zu jung noch, als daß Oleson ihr gefährlich werden könnte. Ich habe meine Augen auch offen gehabt. Die beiden haben immer miteinander gesprochen. Gesprochen, aber nicht geschwiegen! So fängt keine Liebe an, jedenfalls nicht bei einem so jungen Ding. Ich bin ganz zufrieden, daß nun dieser Herr Ahmussen gekommen ist, es war gerade der richtige Zeitpunkt. Und ich muß auch sagen, er paßt gut zu Lotte Loh. Sie ist die große Begabung. Darum paßt am besten ein ganz durchschnittlicher, forscher, tüchtiger Mann zu ihr. — Oleson? — Ich bitte Sie! Nicht auszudenken.“

„Zugegeben, Baronin. Aber vergessen wir nicht, auch an ihn zu denken. Niemand ist seines Lebens sicher, auch er nicht.“

„Das wäre das neueste, daß Oleson den Kopf verlieren sollte, hier bei mir auf Freihagen, wegen eines halben Kindes — nein, nein, daran glaube ich nicht.“

„Baronin, ich weiß nicht, es ist in unser Freihagener Sommeridyll ein neuer Ton gekommen, eine Spannung, die sonst nicht da war.“

„Aber das ist doch nett so! Wir haben eben einige bemerkenswerte Leute zu Gast — —.“ Indem sie es sagte, deutete sie vielsagend auf meine Bilder ringsum, sah mich eine Weile schelmisch an und ging dann lachend hinaus. Ich konnte das mit einem Lob für mich verkleidete Ausweichen nur mit ein paar höflichen Worten hinnehmen.

Nach dem Abendessen versammelten wir uns unter der großen Rotbuche auf dem Rasen des Parks. Ein Diener brachte uns Zigaretten und kühle Getränke. Es wurde schon von der geplanten

Aufführung gesprochen. Die Baronin wünschte, den Tag dafür festzusetzen; denn es sollten eine Menge Leute eingeladen werden, von den umliegenden Gütern, aus der Stadt. Sogar der Intendant des Theaters in L. sollte kommen. Wir bestimmten den Sonnabend. An den verbleibenden 3 Tagen konnten wir uns ja ausschließlich den Proben widmen. Die Kostüme und Requisiten nahmen wir aus den reichen Schätzen des Schlosses. Ich wartete immer, daß Oleson sich irgendwie über seine Auffassung des Stückes äußern würde. Aber er war schweigsam. Herr Schmussen erzählte von der nach seiner Meinung wunderbaren Wiedergabe des Kaufmanns Simone durch einen Kollegen, mit dem er in dem Stück schon einmal gespielt hatte. Er pries, wie unübertroffen verschlagen und tückisch jener den alten Mann dargestellt habe. Ich muß Euch hier noch zum besseren Verständnis genauer von dieser Rolle berichten. Tatsächlich ergeht sich in Wilde's Drama der heimkehrende, gehörnte Ehemann in einer Flut von teils unterwürfigen, teils anzüglichen Redensarten, aus denen er zwar hin und wieder aufbegehrt und sich zu versteckten Drohungen versteigt, um aber immer sogleich mit hämischem Ton sich wieder gering zu machen. Die Figur ist problematisch; denn schließlich ist es dieser Mann, der den Zweikampf herbeiführt. Allerdings erst, nachdem er durch des Prinzen unsäglich verachtungsvolles Verhalten aufs äußerste gereizt worden ist. Da nun Oleson so zurückhielt mit seiner Meinung, forderte Lotte Loh ihn schließlich direkt auf, sich zu äußern; denn ihm falle selbstverständlich die Leitung der Aufführung zu und damit auch die Deutung. Wir waren gespannt. Wir kannten Oleson zu gut, um nicht zu wissen, daß er jetzt um jeden Preis etwas außergewöhnliches sagen würde, etwas widersprechendes, es konnte in diesem Falle gar nicht anders sein.

„Simone ist nicht von angeborener Unterwürfigkeit und versteigt sich demnach nicht aus Wut zu gelegentlichem, feigen Trotz, sondern er ist ein königlich selbstbewußter, großer Kaufherr, der, wenn er dem Prinzen Ergebenheit äußert, sich herabläßt, weil er seine gute

Erziehung selbst gegenüber solch einem Fant von einem Prinzen nicht verleugnen kann. Er arbeitet sich also nicht erst hindurch zu dem Entschluß, diesen Ehebrecher, der es wagt, ihm noch Verachtung zu zeigen, wo er ertappt und bloßgestellt ist, unzubringen, sondern er weiß im ersten Augenblick, da er sein Haus betritt und das Paar beim Liebesgeflüster auf dem Balkon erwischt, daß er diesen Jüngling töten wird. Er zögert nur aus Abscheu, fast aus Mitleid. Simone ist ein Charakter, ist der weit Überlegene.“ Lotte Loh und Schmussen blickten maßlos erstaunt auf Oleson.

„Wie, Sie glauben, daß ein stolzer Mensch sich in solch widerlichem Geschwätz ergeht, bevor er endlich zur Tat schreitet!“ fragte Schmussen, indem er vorgebeugt auf Oleson herabblinnte, der tief in seinen Liegestuhl versunken war. Lotte Loh blickte von einem zum anderen. Oleson erwiderte mit einem belehrenden Ton:

„Simone redet nur aus Nervosität so viel, das sind beinahe Selbstgespräche, in denen er alles bedenkt, alle Zusammenhänge untersucht und klarstellt. Er schließt mit sich und allem ab. Das ist das ungeheuer fesselnde und psychologisch moderne dieser Gestalt. Und vergessen Sie nicht, daß es so nur begreiflich wird, daß Bianka am Schluß, nachdem ihr bisher verkannter Mann gesiegt und den Prinzen getötet hat, ihm bewundernd in die Arme sinkt. Sie, die zu töten er auch bereit war! Ein neues Leben beginnt, nachdem die Jugend, die keine anderen Reize als die der Jugend hat, vom reiferen Alter verdrängt wurde. Der Prinz ist der arme Tropf, nicht der Kaufmann. Welch ein armseliges Nachwerk wäre sonst das Stück — —.“ Oleson weidete sich einen Augenblick daran, daß Schmussen ihm, ganz verwirrt, hierauf nichts antworten konnte. Dann bot er ihm höflich Feuer an. Schmussen versuchte noch dies und jenes einzuwenden, konnte aber die einsichtsvolle Deutung, die Oleson von dem Stück gegeben hatte, nicht erschüttern. Er wollte immer das Recht der Jugend geltend machen, was Oleson lachend für die Dauer der geraubten Liebesstunde zugab, aber — und zwar einleuchtend — als Sinn des Dramas zurückwies aus moralischen Grundsätzen, die sich tatsächlich alle

aus seiner Auslegung ableiten ließen, zum Beispiel über Ehe, Verantwortung, Arbeit und so weiter. Mit einem Male wurde mir etwas klar: das Spiel hatte ja bereits begonnen zwischen diesen drei Menschen. Natürlich! Die Parallelen zu Oskar Wilde waren ganz offensichtlich. Es fragte sich nur, was war zwischen Oleson und Lotte Loh. Ich beobachtete die beiden von jetzt ab so genau, wie ich dazu Gelegenheit hatte. Das war aber nicht allzu oft. Lotte Loh widmete sich natürlich ihrem Freund Ahmussen. Und Oleson zog sich zurück. Lotte Loh machte hin und wieder ungeschickte Versuche, mit beiden Männern zugleich auszukommen, indem sie, vor oder nach den Proben, mit beiden eingehakt, scherzend auf und ab ging. Aber in Ahmussen's Verhalten war, Oleson gegenüber, eine deutliche Versteifung eingetreten, seit der ihm in der Diskussion die Schlappe beigebracht hatte. Und Oleson seinerseits vermied es möglichst, mit Ahmussen allein zu sein. Er richtete es immer so ein, daß wenn schon, noch ein dritter dabei war. Ich fand meine Vermutung bestätigt; in Oleson's Leben war eine Entscheidung gefallen, er hatte sich in Lotte Loh verliebt. Ich kannte ihn am längsten und am besten und merkte daher am deutlichsten seine Veränderung. Es mußte mehr sein als eine Verliebtheit, dazu war seine Wandlung zu tief, zu einschneidend und zu sehr sichtbar, bei diesem Manne, der Form und Haltung bis in die Fingerspitzen hatte. Er wurde so unnahbar in diesen paar Tagen. An den gemeinsamen Vergnügungen, am Baden, Segeln, Tennispielen beteiligte er sich nicht. Er blieb abseits. Einmal habe ich mit angesehen, wie Lotte Loh nach ihm suchte. Sie rief seinen Namen und lief im Park hin und her. Ich sah es von oben, aus dem Fenster meines Zimmers. Hinten am Goldfischteich traf sie ihn. Munter redete sie auf ihn ein. Was sie sagte, konnte ich natürlich nicht verstehen, sie wollte ihn wohl zu irgend einem gemeinsamen Ausflug mithaben. Er stand still vor ihr und blickte zur Seite. Ich sah, wie er den Kopf schüttelte, immer wieder, während sie mit bittenden Gesten da stand. Dann setzten sie sich auf eine Bank. Inzwischen war nun Lotte Loh still geworden und Oleson

redete. Er hatte dabei seinen Kopf in die Hände gestützt. Sie blickte ihn scheu von der Seite an. Schließlich trennten sie sich, er küßte ihr die Hand. Sie ging langsam fort von ihm, zurück zum Schloß. Einige Male drehte sie sich um und winkte ihm matt zu. Er nickte mit dem Kopf.

Ihr wißt nun genug über die Beziehungen, die unter diesen drei Menschen waren, oder sich angebahnt hatten. Ich will nur noch von den Proben berichten, die ich mitmachte — ich soufflierte nämlich auch — und abschließend von der Aufführung selbst. Oleson unterschied sich sehr von den beiden anderen in seiner Art zu spielen. Er wünschte immerfort einen gedämpften Ton, eine Verhaltenheit, Feierlichkeit und dabei doch ein schnelles Tempo. Eine Auffassung, bei der es wiederholt mit Ahmussen zu Meinungsverschiedenheiten kam; denn Ahmussen spielte seine Rolle breit und laut. Und wenn Oleson ihn korrigierte, zeigte er immer eine beleidigte Miene. Oleson machte das aber sehr beherrscht und weltmännisch. Ich sah es ihm an, wie sehr ihm dieser Herr Ahmussen gegen den Strich ging und wie schwer es ihm wurde, immer wieder seine Verbesserungen mit einer Entschuldigung einzuleiten: „Sie, als Schauspieler finden es zwar so richtig, aber gestatten Sie, daß ich als Laie folgendes bemerke — —“ und so weiter. Nun müßt ihr bedenken, daß ja nicht so gründlich geprobt wurde, wie zu einer richtigen Vorstellung. Im wesentlichen beschränkten wir uns auf Verständigungen. So sprach Oleson seine Sätze fast nie ganz zu Ende. Er unterbrach sich selbst immer wieder durch allgemeine Bemerkungen. Er dachte an alles. Ich selbst fand wieder bestätigt, welch eine überragende Intelligenz in ihm war, wie sehr er zugleich künstlerisch und geistig eine Persönlichkeit war. Lotte Loh war bei den Proben ganz Auge und Ohr für ihn. Sie stimmte ihm immer wieder zu mit kleinen Ausrufen der Überraschung und Bewunderung. Ahmussen, wie gesagt, wurde frostig und wirkte nicht vorteilhaft. Er hatte sichtlich keine Möglichkeit, gegen Oleson aufzukommen. Das ärgerte ihn und so wurde er arrogant, was um so peinlicher war, als Oleson unverändert höflich blieb.

Der Tag der Aufführung war da.

„Stärken wir uns erst noch einmal, bevor ich weiter erzähle.“ Ich hatte mich warm geredet und war etwas außer Atem, und meine Zuhörer waren angestrengt vom Zuhören. Wir waren alle sehr gespannt, ich selbst vom Erzählen übrigens auch. Die Freundin rückte dicht an Ami heran und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Ami schüttelte den Kopf. Ich wollte noch eine Frage stellen, sie winkten mir aber beide ab. Peter schürte das Feuer im Kamin und löschte das Deckenlicht.

„Es war ein großer und denkwürdiger Tag für Freihagen, in mehr als einer Hinsicht. Die Gäste kamen zum Teil schon zum Mittag. Die Baronin hatte eine große Tafel decken lassen, mit fertigem Imbiß, man stand oder saß zwanglos herum, aß und unterhielt sich. Und uns hatte eine gewisse Fieberhaftigkeit gepackt, da wir ja am Abend einer ausserlesenen Gesellschaft gegenüberstanden. Lotte Loh sah wundervoll aus an diesem Tag. Sie fühlte, daß alle Aufmerksamkeit sich ihr zuwandte. Sie unterhielt alle, alle drängten sich um sie. Sie bekam wieder diesen lässigen, tropischen Ausdruck, den ich an dem Tage der Porträtsitzung so erstaunt an ihr gewahrt geworden war. Herr Asmussen war ein Bild von einem Helden. Mit stolz erhobnem Haupt schritt er unter den Gästen einher. Und Oleson? Ja, Oleson. Ihn sahen wir erst am Abend, zum großen Essen, als schon alles in der Vorhalle zum Speisesaal versammelt war. Da erst erschien er, fast gleichzeitig mit der Hausherrin. Ich weiß noch, wie sich aller Augen ihm zuwandten und alle Gespräche einen Augenblick verstummten. Er war effektlos aber elegant gekleidet. Er trat wie die Verkörperung der Kultur unter uns. Er schritt gelassen durch die Gäste, die ihm förmlich eine Bahn frei machten, auf die Baronin zu, die er mit unachahmlicher Ritterlichkeit begrüßte. Ich stand schräg hinter Lotte Loh und konnte sie beobachten. Sie schien ganz unter seinem Bann, ganz wie am ersten Tage, als sie Oleson kennenlernte und verfolgte ihn mit großen, ernsten Augen. Ihre Gestalt verriet, trotz der Haltung, die ihr das taubenblaue Abendkleid auferlegte, eine deutliche Erregung. Oleson wurde von

Gast zu Gast geführt und vorgestellt. Die Baronin zeichnete ihn sichtbar aus. Ganz zum Schluß kam er zu Lotte Loh und gab ihr die Hand. Ich stand immer noch dicht daneben. Oleson beugte sich über Lottes Hand, lange und tief. Als er dann den Kopf hob, fing ich seinen Blick auf. In seinen Augen war ein tiefer, schweremütiger Glanz, den ich nie zuvor gesehen hatte. Er murmelte, schwach lächelnd, einige Höflichkeiten. Lotte Loh war ganz hilflos. Ich glaubte es förmlich sehen zu können, wie ihr das Blut am Halse schlug. Hatte Oleson diesen, — seinen Auftritt bewußt so herbeigeführt? Mir schien es wie eine Demonstration.

Das Essen war sehr festlich. Oleson saß neben der Baronin, an ihrer Rechten der Intendant des Theaters von L. Ich fing ab und zu Worte der Unterhaltung auf, die sich um Theater drehte. Oleson berichtete von Pariser Aufführungen, die er gesehen hatte. Von allen Seiten wurden Fragen an ihn gerichtet, er bewältigte die Unterhaltung mühelos, er war der Mittelpunkt und war es auf die beste Art. Und die Herren in Lotte Loh's Nähe machten ihr den Hof, so daß auch sie voll beschäftigt war. Aber immer wieder begegneten ihre und Oleson's Blicke sich. Und als Oleson einmal gegen Lotte Loh sein Glas erhob, schwieg die allgemeine Unterhaltung tatsächlich so lange, bis beide getrunken hatten: in so bedeutungsvoller, zeremonieller Weise geschah es. Asmussen saß in übertriebener, hochmütiger Haltung da und erwärmte seine Tischnachbarn so wenig, daß mir förmliche, einsilbige Gespräche mit ihm geführt wurden. Oleson nahm gar keine Notiz von ihm. Das hätte er, meiner Meinung nach, wohl gern tun können; denn die Situation war wirklich nicht rosig für diesen Herrn Asmussen. Oleson hätte als der Reifere schon etwas nachhelfen dürfen. Aber er tat es nicht.

Nachher gab es Kaffee. Die Baronin hatte eine kleine Musikkapelle kommen lassen, die vom Wintergarten her unauffällige Serenaden spielte. Die Gäste saßen oder bewegten sich in den Räumen, auf den Gängen, im Garten. Viele umstanden auch schon die Terrasse und besahen die Szenerie der kommenden Aufführung. Oleson wurde mit Fragen bestürmt, er



Ferdinand Macetana

Mädchenbildnis (Ausschnitt)

wehrte aber alle Neugierigen lachend ab: „Sie werden ja sehen, meine Herrschaften. Es wird nichts verraten!“ Ich blieb ein bißchen für mich. Mir ging all das zwischen Oleson, Lotte und ihrem Freund durch den Kopf. Was ging da vor! Die Baronin war sorglos. Möglich, daß Lotte Loh nur Verehrung für Oleson empfand. Aber war es sicher? Was weiß man davon, wie Frauen sich entscheiden. Was ging es mich aber an. Nichts. Doch ich war unruhig. Und daran war Olesons Wesen schuld. Ich fand mich zwar selbst plump mit diesem unausgesetzten Spionieren und Beobachten, aber ich konnte es nicht ändern. Ich sah einfach gar nichts anderes, als die Verknüpfung dieser drei Menschen. Die übrigen Gäste schienen mir nur Staffage, obgleich bei Gott Leute darunter waren, von denen ich überzeugt war, daß sie eine solche Bezeichnung nicht verdienten.

Ich war eine Weile im Freien gewesen, wie ich zur Terrasse zurückkam, sah ich Oleson und Lotte neben den unteren Stufen der Treppe. Ich blieb unwillkürlich eine Weile im Schatten eines Baumes stehen und verstand, was sie sprachen.

Er: „Lampenfieber?“

Sie zerrte an ihrem Taschentuch: „Es ist so anders als auf der Bühne. Eigentlich viel schwerer, man ist diesen Zuschauern zu nah. Sie müssen mir helfen — —“

Er schob seine Hand unter ihren Arm und ging ein paar Schritte mit ihr. An den Geißblattranken blieb er stehen, streckte die Linke nach einer Blüte aus, brach sie und gab sie ihr und blickte sie ernst an. Sie fächelte mit der Blüte ihr Gesicht und schloß die Augen ein wenig. Dann drehte sie sich dem dunklen Park zu. Oleson stand hinter ihr. Ich bemerkte, wie er sich auf die Lippen biß und eine gerade Falte zwischen den Brauen hatte. Dann schweifte sein Blick melancholisch hinauf in das Gedränge der Gäste drinnen in den Räumen, deren Türen ins Freie alle weit geöffnet waren. Das Cello spielte mit sonorem Klang, gedämpft scholl das Geräusch der Unterhaltung da oben. Wenn nun zwischen Oleson und Lotte Loh wichtige Erklärungen fällig waren — und es schien ja so — dann war ich jedenfalls meines unbeabsichtigten Beobachterpostens überdrüssig. Ich wollte gerade aus

dem Schatten an den beiden vorbeigehen. Da berührte Oleson Lotte Loh an der Schulter und raunte ihr zu, so daß ich es verstehen konnte:

„Herr Ahmussen sucht sie — —“

Sie wendete sich hastig um und sah ihm enttäuscht nach, wie er sich in entgegengesetzter Richtung im Dunkel des Gartens verlor. Und mit beherrschter, fühler Miene ging sie Ahmussen entgegen, der sie draußen entdeckt hatte und mit beiden Händen ins Haus zog.

Nach einiger Zeit begannen die Diener Stühle in Reihen aufzustellen, die Auf- führung stand unmittelbar bevor. Ich sprach noch einiges mit dem Manne, der die Lichtschalter und den Vorhang zu bedienen hatte und ging dann in einen Raum unterhalb der Terrasse, der für uns als Garderobe zurecht gemacht worden war, so daß Austritt und Abgang über die Treppe zum Park erfolgen konnten. Die drei Schauspieler waren dabei, sich umzukleiden. Prachtige Kostüme und Waffen aus dem Schloß waren zur Verfügung. Lotte Loh trug ein weites, weißes Gewand. Das lange, dunkle Haar fiel über die Schultern herab, ein Mädchen ordnete es ihr, während sie, eine Limonade trinkend, an der offenen Tür ihres Raumes saß. Ich fragte sie nach ihrer Stimmung.

„Komisch, ich schäme mich direkt es zuzugeben: ich bin aufgereggt, als wäre wer weiß was los — —.“

„Sie sind angestrengt, weil Sie seit heute mittag schon Theater spielen müssen, Fräulein Loh,“ tröstete ich sie. Fast wäre ich, ohne es zu wollen, noch deutlicher geworden. Sie hielt den Handrücken vor die Stirn.

„Wo sind die anderen?“ fragte ich noch.

„Harry“, so nannte sie Ahmussen, „ist nebenan.“

Ich sah einen Augenblick zu ihm hinein. Er legte eben mit Hilfe eines Dieners seine florentinische Tracht an, die ihn prachtvoll kleidete. Er schien gut aufgelegt jetzt, er rief mir etwas munteres zu. Gott sei Dank, wenigstens dieser war unbelastet. Oleson traf ich schon fertig, in einem weiten, kostbar goldgestickten Mantel, draußen auf und ab gehen, als ich zum Bach gehen wollte. In dem Stück ist nämlich vom Fluß, vom Arno, die Rede,

der unmittelbar unter den Fenstern von Simonés Haus angenommen werden kann. Ich hatte dazu den Regieeinfall gehabt, die Illusion des Flusses gut herauszubringen und hatte einen Bach, der seitlich vom Schloß vorbeifloß, stauen lassen. Der Gärtner sollte auf ein verabredetes Zeichen die Stauung lösen, so daß sich das Wasser gurgelnd und plätschernd ergoß. Zusammen mit Oleson sah ich noch einmal nach dem rechten. Der Gärtner stand bereit und zog verlegen und wichtig die Mühe, als er Oleson erblickte, diese Gestalt wie aus einem Tizianbild. Nein, so sah allerdings kein Schleicher, kein geldgieriger Kriecher aus. Das war jeder Zoll ein Herr. Oleson war schon ganz in die Gestalt des Stückes verwandelt. Mit gemessenem Schritt und bewußten Bewegungen ging er neben mir her und gab die letzten Anweisungen. Bevor er sich von mir trennte, zog er mich zur Seite, fuhr sich mit der Hand mehrfach über die Augen und sagte plötzlich:

„Ich finde es so absurd alles — —“

„Nanu, Oleson!“

„Ich weiß nicht, ich wollte wir spielten nicht.“

„Was ist los, Oleson!“

„Nichts besonderes. Ach, dies ganze ... Theater — — —“

„Was für ein Theater, Oleson? Na hören Sie, jetzt bevor es los geht, sagen Sie so was?“ Er lief weg, mit einer abwehrenden Handbewegung. Kopfschüttelnd sah ich ihm nach. Wäre es nicht Oleson gewesen, ich wäre ernstlich in Unruhe gewesen. Aber dieser beherrschte Mensch — —, vielleicht war es nur so eine Laune von ihm und ich sah Geister. Aber es war keine Zeit mehr zum Nachdenken. Ich verfügte mich auf den Schauplatz der Handlung, überprüfte noch einmal, ob alles am rechten Platz lag, schaute auch, wie beim richtigen Theater, einmal vorsichtig durch den zweigeteilten Vorhang. In fünf Reihen saßen die dreißig bis vierzig Gäste schon da. Das Licht im Salon wurde gelöscht. Ich ging an meinen Platz, der hinter einigen Oleandersträuchern an der Hauswand verborgen war. Lotte Loh kam mit Herrn Ahmussen die Treppe herauf. Sie nahmen ihre Plätze an der Balustrade ein. Das Bild war so schön, so echt, ... so italie-

nisch. Leuchtend hob sich Lotte Loh in ihrem Gewand gegen die Nacht ab. Sterne standen am Himmel, ein paar Vogelrufe hörte man in den Bäumen des Parks oder vom Gut, Hochsommernacht. Das Wasser des Bachs begann zu murmeln, die Windlichter flackerten, umschwirrt von Nachtfaltern. Herr Ahmussen, der Prinz, nahm Bianta in den Arm, so verlangte es die erste Szene. Ich gab das letzte Zeichen, ein Gong und der Vorhang öffnete sich. Ein leises „Ah —“ hörte ich aus dem Zuschauerraum. Das Spiel begann. Ich selbst war mehr Zuschauer als Souffleur. Die drei konnten ihre Rollen so gut, daß ich nichts zu tun hatte. Aber davon abgesehen fesselte mich das Spiel ungeheuer. Ich sah Lotte Loh zum erstenmal spielen. Ich war wieder hingerissen von dem warmen, zärtlichen Laut ihrer Stimme, die in dem großen Raum des weiten Schloßparks merkwürdig voll ausschwang. Auch Ahmussen machte jetzt Eindruck, solange Olesons Auftritt noch nicht gekommen war. Schnell und betörend sprach er seine Sätze, er hatte sich offensichtlich von Olesons Auffassung überzeugen lassen:

„Ach löse deines Haares Mitternacht, und laß mich in den Sternen, deinen Augen, mein Bildnis wie in Spiegeln sehn! Geliebte — — ist's auch ein Schatten nur — — —“ Und so fort. Das war alles sehr echt. Das Spiel, die Mimik der beiden nicht minder. Es ergab sich alles ganz richtig und selbstverständlich. Dann kam Simone, Olesons Auftritt. Er schritt feierlich, wie das Schicksal in Gestalt, die Treppe herauf, den Blick hypnotisch auf das Liebespaar gerichtet. So hatte er es angeordnet: daß er schon sichtbar im Kommen war, während jene noch sprachen und von seiner Gegenwart nichts ahnten. Mit jedem Schritt auf der Treppe wuchs Oleson empor, unheimlich anzusehen.

Nun, und dann entwickelte sich dieser atemraubende Dialog zwischen dem Kaufmann und dem Prinzen. Oleson trieb die Handlung in raschem Tempo voran. All seine lang ausgedehnten, wortreichen Sätze brachte er schnell, fieberhaft, leise und doch ganz verständlich vor. Er umkreiste den Prinzen, Ahmussen, der sich immerfort bemühte, unantastbar und unerschütterlich überlegen zu wirken.

Jetzt, da er mit Oleson zu spielen hatte, setzte er ihm aufs neue Widerstand entgegen, blieb bei seiner Auffassung, als wolle er es auf einen Machtkampf ankommen lassen. Was hatte er bei der letzten Probe noch zu Oleson über dessen Argumente, den Schluß des Stückes betreffend, geantwortet? Das sei ja nur ein bizarrer Schnörkel, echt Oskar Wilde — — — Also er, der Prinz, wollte triumphieren, wenn er auch gemordet wurde. Aber er wirkte gegen Oleson nicht so, wie er es wünschte, sondern nur unbeholfen. Oleson war bald rechts, bald links, von ihm, bald hinten, bald vorn. Er unterminierte des Prinzen erzwungene Haltung, machte ihn immer unsicherer. Man kann sagen, er ließ ihm nur Atempausen, wenn diese Stellen kamen, wo er devote oder ergebene Worte zu sagen hat. Und wie machte er das! Seufzend, kummervoll kamen sie:

„Ach, trinkt mit mir mein Prinz. Ihr seht, es ist für Euch gedeckt. Ihr seid nicht fröhlich, und das betrübt mein allzu schlichtes Herz —.“ Oder:

„— Doch Weisheit kommt mit Wintern. Grau ward ich, und längst floh Jugend meinen Leib — —.“ Es lag so viel Klage in seiner stillen Stimme bei diesen Sätzen. Bianka, Lotte Loh, irrte mit dem Blick vom einen zum anderen. Ich weiß nicht, war es der Spieleifer, der sie das tun ließ? Mir wollte es scheinen, als ginge auch ihr die bedrohliche Tatsächlichkeit dessen auf, was hier gespielt wurde.

Und so kam die Stelle, da der Kaufmann den Prinzen zum Zweikampf herausfordert:

„Doch wer mir irgend etwas stiehlt, das mir gehört, und sei's auch nur aus Ton der schlecht'ste Teller, der setzt Leib und Seel' auf's Spiel bei seinem Frevel und stirbt — —!“ Oleson war gespannter Muskel. Federnd, peitschend seine Stimme. Der Degen flog aus der Scheide. Ahmussen konnte kaum so schnell folgen. Nun war dieser Zweikampf natürlich mehrfach geprobt worden, so etwas wird nie dem Zufall überlassen. Aber dies hier sah anders aus als auf den Proben. Oleson und Ahmussen standen sich wirklich feindlich gegenüber. Lotte Loh hatte eine Fackel ergriffen, wie es ihr angewiesen worden war, hinter den beiden

Kämpfenden, frei gegen den nächtlichen Park. Ihr weißes Gewand flatterte, es war Wind angekommen. Ihre Worte: „Töte ihn — töte ihn!“ die an den Prinzen gerichtet sind, stieß sie in höchster Aufregung hervor, dazwischen kleine Angstschreie. Das Spiel schien auf dem Höhepunkt. Ich tat einen schnellen Blick zur Seite ins Publikum, ich sah in lauter aufgerissene Augen. Da schlug Simone dem Prinzen den Degen aus der Hand. Es schien nicht ganz verabredungsgemäß gegangen zu sein im Eifer, der natürlich bei den Proben gefehlt hatte. Ahmussen griff schnell mit seiner anderen Hand an den Arm, der den Degen geführt hatte. Sein Blick wurde unheimlich zornig. Oleson schrie schon heraus:

„Ihr seht, mein Prinz, mein Schwert war besserer Stahl, härter gegliht. Doch proben wir die Dolche!“ — Und wütend sprang er auf den Prinzen zu, der schon dadurch hinfiel. Auch das wieder heftiger, als es geprobt worden war. So heftig, daß, wie ich sah, Ahmussen seine dunkle Perücke verlor und im Affekt mit einer Hand hinter sich griff. Das Licht aus Biankas Fackel huschte fluktuierend über die beiden am Boden Liegenden. Oleson holte mit dem Arm zum Stoß aus und schrie:

„Stirb! Der stumme Fluß soll deinen Leib empfan'n und sang- und klanglos spülen in das Meer!“

Die Szene ging in dem Schreien des Prinzen und Biankas unter. Dann erhob sich Simone und stand vor Bianka, die ihn anstarrte und ihre letzten Worte sagte, mit fliegendem Atem:

„Warum hab' ich denn nicht gewußt, daß du so stark bist!“

Simone riß sie an sich:

„Warum hab' ich denn nicht gewußt, daß du so schön bist!“

Ich gab das Zeichen, der Vorhang schloß sich, die Zuschauer riefen begeistert „Bravo! Bravo!“ und klatschten. Oleson gab Lotte Loh frei, sie redeten beide kein Wort. Ich trat auf sie zu und streckte ihnen die Hände entgegen. Da bewegte Ahmussen sich stöhnend am Boden. Wir fuhren herum. Er stützte sich auf einen Arm, fiel aber wieder zu Boden. Warum stand er nicht auf! Um Himmelswillen, was war los! Lotte Loh stürzte zu ihm

hin, packte ihn am Arm und schrie plötzlich hell auf:

„Harry — Harry! Er blutet —!“

Ich weiß nicht, wie soll ich der Reihe nach berichten, was alles weiter geschah. Auf Lottes entsetzten Schrei hin wurde der Vorhang zurückgeschlagen und einige Leute aus dem Zuschauerraum eilten herbei. Man hatte dort natürlich vernommen, daß auf dem Schauplatz nachträglich etwas vorgefallen war. Es wurde Licht gemacht. Lotte Loh richtete Ahmussen auf, der immer auf seine linke Schulter deutete. Die war blutig. Oleson, der bisher fassungslos vor Verwunderung dagestanden hatte, stieß jetzt alle Umstehenden zur Seite, kniete nieder neben Ahmussen, riß ihm das Gewand von der Schulter und rief:

„Herr Ahmussen, was ist denn das!“

„Ich hab' Schuld“, keuchte Ahmussen, „ich wollte die Perücke festhalten — Sie konnten das gar nicht sehen, wegen der weiten Ärmel — — ich kam mit dem Arm der Stelle zu nah, wo Sie — — wo Sie den Dolch — — auf den Boden stoßen wollten. — — — Dabei ist es passiert — — —.“

Oleson starrte Ahmussen ins Gesicht.

„Was? Ich habe Sie verletzt?“

Er war so bestürzt, daß er immer nur den Verwundeten anstierte. Inzwischen waren andere um Ahmussen bemüht und redeten durcheinander. Ahmussen wehrte immerzu ab:

„Was wollt ihr nur alle — — — es ist doch gar nicht so schlimm — — —.“ Er gab sich Mühe, den Schmerz zu verbeißen. Aber der Stich machte ihm doch zu schaffen, wenn er auch versuchte, es zu verbergen. Dieser junge Mensch, den ich selbst nicht besonders hoch eingeschätzt hatte, stieg doch gewaltig in meiner Achtung. Stellt euch vor, daß er die Disziplin gehabt hat, das Stück zu Ende gehen zu lassen, trotz seiner Verwundung!

Jemand hatte inzwischen einen Arzt unter den Gästen, Dr. Mertens, ausfindig gemacht. Aus der Bibliothek kam er herbeigelaufen. Da hatte er wohl während der Aufführung gegessen und gelesen? Was für abwegige Gedanken einem doch selbst bei Unglücksfällen noch durch den Kopf gehen! Keinen war zerrissen worden, um die Blutung zu stillen. Mertens veranlaßte, daß Ahmussen

erst einmal hineingeführt wurde, damit die Wunde untersucht werden könne. Alle gaben ihre Meinungen dazu, jeder schlug irgend etwas anderes noch vor, es war ein schrecklich kopfloses Hin- und Hergerenne. Welche redeten begütigend, beruhigend auf andere ein, die schreckhaft herumliefen. Aber an Mord und dergleichen dachten wohl so ziemlich alle. Ich hielt Lotte Loh fest, sie zitterte am ganzen Leib, brachte kein Wort mehr heraus und blickte mit Entsetzen auf Oleson, der wie betäubt dastand in dem Tumult und ein über das andere Mal vor sich hinsprach:

„Ich habe ihn verletzt — — — ich habe ihn verletzt!“

Wir brachten nun Lotte Loh auf ihr Zimmer, während Ahmussen unten von dem Arzt verbunden wurde. Ich versuchte ihr immer klar zu machen, daß das ganze nur Pech gewesen sei. Die Baronin selbst trostbedürftig, half mir, sie zu beruhigen:

„Liebes Kind, es ist nicht so schlimm. Dr. Mertens hat die Wunde schon untersucht. Der Stich hat gottlob den Arm nur gestreift.“ Lotte Loh weinte und jammerte:

„Ich will zu ihm, wo ist er — — —.“

„Ja, Kind. Wir ziehen Sie erst einmal um. Helfen Sie doch bloß die Gäste beruhigen“, bat sie mich. Ich lief wieder hinunter. Die Gäste waren allesamt verstört. Einige hatten schon die Mäntel und Hüte geholt und suchten nur nach jemandem, der sie bei der Baronin so entschuldigen würde, als sei es selbstverständlich aus lauter Mitgefühl, daß sie so eilig aufbrächen — — —. Wir beschworen sie zu bleiben und taten, was wir konnten. Aber natürlich flog die Gesellschaft auf. Einige blieben nur anstandshalber noch eine Weile in bedrücktem Schweigen, saßen herum und flüster-ten und beteuerten, was sie selbst nicht glaubten. Wie kam Reid und Scheelsucht gegen Oleson zum Vorschein, gegen den vorher so Anworbenen. Dieser Oleson — — war er nicht ein sonderbarer, fragwürdiger Mensch — —. Genug, ich mag davon nichts mehr sagen. Von Zeit zu Zeit hörte man Auto um Auto davonfahren. Jetzt konnte man so nebenbei feststellen, wieviele wirkliche Freunde die Baronin hatte.

Als alles sich soweit beruhigt hatte, daß wir, die wir auf dem Schloß wohnten, mit noch wenigen anderen, darunter dem Intendanten — der übrigens rührend bemüht war, aufzuklären und das Vorkommnis zu bagatellisieren — als wir Ahmussen schließlich in einen Liegestuhl gesetzt hatten, gut verbunden, kamen wir wieder zu uns. Der Arzt blieb natürlich da. Lotte Loh saß neben Ahmussen, strich ihm von Zeit zu Zeit über die Stirn und küßte immer wieder seine Hand, die sie in der ihren hielt. Und da war es Ahmussen, der zuerst fragte:

„Wo ist denn Herr Oleson. Mir tut es so leid, daß ich so ungeschickt war und ihm das eingebrockt habe —.“

Ja, wo war Oleson. Niemand hatte sich in der Aufregung um ihn gekümmert. Ich ging ihn suchen. Ich rief seinen Namen im ganzen Haus. Umsonst. Ich ging auf sein Zimmer. Es war leer. Ich fragte einige Diener, schickte sie auf die Suche nach ihm. Niemand hatte ihn gesehen. Ich ging in die Garderobe unter der Terrasse. Da lag sein Kostüm und, gräßlich, daneben der blutige Dolch. Ich wurde unruhig. Was tun. Ich hatte einen Gedanken: ich ging in die Garage. Sein graues Auto war fort. Oleson war fortgefahren. Und hatte nichts hinterlassen? Einfach auf und davon? Das war doch nicht möglich. Ich ging noch einmal auf sein Zimmer. Da lag doch sein Frack, da waren doch seine Sachen! Aber jetzt fand ich auf dem Schreibtisch zwei Briefe. Einen an die Baronin, einen an mich. Ich riß das Kuvert auf. Da stand in fliegender Hast geschrieben:

„Lieber G.

Ich kann keinen Augenblick länger bleiben — — — ich habe der Baronin in Eile nur erst ein paar Zeilen dgelassen. — — — Sie werden noch von mir hören. Aber ich muß auf der Stelle fort. — — — Ich kann Fräulein Loh nicht wieder in die Augen sehen.

Hören Sie: Ahmussen war wirklich mein Nebenbuhler, er stand mir im Wege. Aber ich habe ihn mit dem Dolch getroffen, als er wehrlos war, wenn es auch tausendmal aus Versehen

geschah. Und wenn mir Lotte Loh das auch glaubt, ich habe es eben doch getan. — — — Hätten wir nicht gespielt!

Ihr O.“

Das war das Ende des Theaterabends auf Freihagen vor fünf Jahren.

„Oh Gott — — —.“ Das war alles, was Ami als einzige äußerte, nachdem ich geendet hatte. Peter fragte:

„Und weiter? Oleson? Es ist doch noch nicht zu Ende.“

„Oleson“, fuhr ich fort, „hat mich später nur schriftlich gebeten, ich möge veranlassen, daß seine Sachen verfrachtet würden. Der Brief war schon von unterwegs, von einer Reise, wohin, das weiß ich nicht. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Ahmussen war nicht ernstlich verletzt. Als er wieder hergestellt war, schon nach einigen Tagen, reiste er mit Lotte Loh ab. Die Arme hat man in dieser letzten Zeit auf Freihagen nur noch mit verweintem Gesicht gesehen. Oleson hat sie mit keinem Wort mehr erwähnt. Und wir vermieden es auch, von ihm zu reden. Die Wunde in ihrem Gemüt würde schnell heilen, sie war noch so jung. Hauptleidtragende war eigentlich die Baronin, der ihr ganzer, schöner, gaffreier Sommer zerstört war. Und mehr als das: manche Illusion dazu, auf der sie so tapfer ein selbstloses Dasein aufgebaut hatte. Seit damals hat es keine Theateraufführungen mehr auf Freihagen gegeben.“

„Und Oleson? Der ist doch wohl überhaupt der Leidtragende“, meinte Ami.

„Im Grunde genommen, ja. Er ist nicht wieder gesehen worden in unserer Gegend. Wir haben ihn völlig aus den Augen verloren. Ich habe auch nirgends mehr von ihm oder über ihn gelesen.“

„Ich kann es Ihnen sagen“, begann jetzt die Pianistin. „Ich wohne hier in L. bei einer alten Dame, einer entfernten Verwandten von Oleson. Daher weiß ich aus wenigen, gelegentlichen Gesprächen etwas über ihn. Ich wußte nur nichts von dem Unlutz zu seinem traurigen Geschick: Er ist auf einer Reise kreuz und quer durch Afrika malarialkrank geworden und im Tropenkrankenhaus in Kapstadt gestorben. Vor einem Jahr.“

Königsberg

Ich laß die Zecher, steig mit schwerer Stirn
Die Kellertreppe hoch. Der Mond umwacht
Das Dach, den Turm der Königsburg, den Hof, —
Umglänzt — bin ich denn toll — die Mitternacht
Von Kos und Keisigen in Ordenstracht.

Spuk, scher' dich fort! — Sie ziehen ernst vorüber
Als gält es, immer neu dies Land umwehren.
Doch bin ich heiß vom Wein, — packt euch! — Da hebt
Der Glockenturm zu schlagen an, da kehren
Schon frische Gäste ein, der Burg zu Ehren.

Ein König drüben, ein Gefrönter grüßt
Die Bürger und die Brüder. Trommelschall
Vor allen Toren, Fenster glühen auf,
Und selbst der Sterne Spiel, des Mondes Ball
Sind leuchtend eins mit dem Gespensterschwall.

Seho — der ganze Hof —, das drängt sich blaß
Und lebt doch, feiert, schilt und lobt und lohnt.
Da wend ich mich zum Keller heim, treppab,
Ein Lachen folgt, bis mich ein Schatten schont
Der Ordensburg vorm mitternächtigen Mond.

Hans Friedrich Blunck

KULTURSPIEGEL DES OSTENS

Die Rheinische Kunstausstellung in Danzig

Danzig, Anfang März 1941

Das Grüne Tor in Danzig schließt die Ostseite des Langen Marktes ab, der mit seinen barocken Giebelhäusern, mit dem Backsteinbau des Rathauses und dem Neptunsbrunnen vor dem Artushof mit zu den sechs oder acht schönsten Plätzen der europäischen Städte gezählt wird. Auch das Grüne Tor ist ein historischer Bau, es stammt aus den Tagen der hanfischen Blüte und seine Räume dienten dem Rat oft zur Repräsentation. Die Kunst war in jener Zeit hier öfters zu Gast: Die Gewerke führten in dem Saal des ersten Stockwerkes mit großem Gepränge theatralische Haupt- und Staatsaktionen auf. Es folgten dann Zeiten der Stille und Leere, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Wissenschaft ihren Einzug in die vergessenen Räume hielt. Hugo Conventz, von dem die Bewegung für die Erhaltung des Naturdenkmales ausgegangen ist, begründete hier sein naturwissenschaftliches Museum, das erst vor einiger Zeit von hier ausgegangen ist. Jetzt ist das Grüne Tor wieder zur stillen Klausur der Kunst geworden, die Stadt benutzt es neuerdings als Stätte repräsentativer Ausstellungen, und so ist denn auch hier der größte Teil der Bilder und Plastiken der rheinischen Künstler versammelt, von denen der Danziger Brief dieses Monats mit einiger Ausführlichkeit berichten soll. Die dazugehörenden Graphiken und ein Teil der Skulpturen fanden in der intimen Kunstfammer in der Jopenaasse ihren Platz. Sowohl dem inneren Wert als dem Umfang nach ist die Ausstellung der rheinischen Künstler in Danzig von großer Bedeutung. Der Katalog, der übrigens als eine besonders schöne Leistung des Danziger Buch- und Bildrucks gerühmt wird, zählt über dreihundert Nummern auf — es sind also mehr Werke vorhanden als im Schloß Schönhausen in Berlin, wo die rheinischen Künstler im vorigen Jahr unter ziemlichem Aufsehen ihre Arbeiten gezeigt haben. Doch die Zahl allein macht es nicht, sie würde niemals diese ungewöhnliche Besuchermenge mit magnetischer Kraft anziehen, die täglich in stiller

Betrachtung versunken in den hohen Sälen des Grünen Tores von Werk zu Werk wandert und unhörbare Zwiesprache mit den Bildern und Skulpturen hält.

Ja, man muß es sich immer wieder klar machen, daß diese Ausstellung an der Schwelle entscheidender politischer und militärischer Ereignisse eröffnet wurde, daß sie jetzt in den Tagen, da die ersten gewaltigen Blitzstrahlen aus dem schwarzen Gewittergewölbe des Entscheidungstampfes im großen Völkerringen wiederflammen, ihre Anziehungskraft nicht eingebüßt hat, sondern nach wie vor, zu vielen in der dem Kunstwerk eigentümlichen Sprache von der Sehnsucht der Seele spricht.

Besucher kommen und gehen. Vorsichtig treten sie auf, um einander nicht zu stören. Man hört nur geflüsterte Worte. Der eine oder andere geht an eines der hohen Fenster und schickt den vom Schauen ermüdeten Blick auf den Langen Markt hinaus oder auf die Mottlau, über deren Brücken die Wagen rollen und in ununterbrochenem Fließen der Strom geschäftiger Menschen zieht. In einem solchen Augenblick fiel mir in der beinahe schon weltfernen Tempelstille, nur wenig erhoben über dem brausenden Leben der Stadt, jene bewegende, nur im Vorübergehen mitgeteilte Episode aus der „Campagne in Frankreich“ vom Jahre 1792 ein. Wie Goethe da hinter einer Batterie in den Weinbergen mit einem Prinzen bis in den grauen Morgen hinein auf- und niedergeht und dem die Elemente seiner Farbenlehre erklärt, nicht als wäre man auf dem Schlachtfeld unter Kämpfenden, Verwundeten und Toten, sondern weit weg in einem friedlichen Lorbeerhain eines Weisen der Antike. Die Möglichkeit dieser mühelosen und selbstverständlichen Konzentration auf Geistiges mitten im Lärm und Wirrwarr des Krieges muß als etwas Außerordentliches erscheinen, man sieht sie als ein Geschenk des Genius an und eben als die Besonderheit der dämonischen Natur Goethes. Doch man darf auch den Partner nicht vergessen, jenen Prinzen, dem es

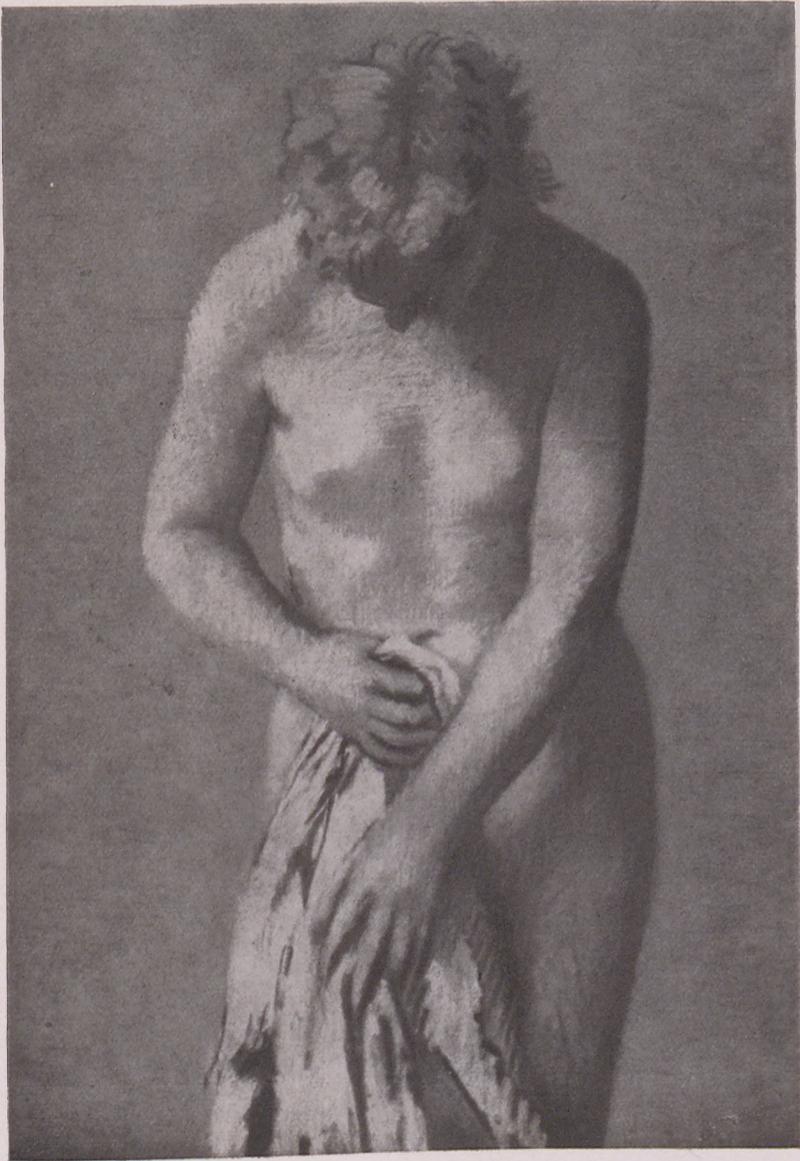
nicht zu viel war, bis in den grauenenden Morgen hinein von den Elementen einer neuen Farbenlehre zu hören, die ihm als Soldaten im Grunde doch ebenso Hekuba sein konnte wie die alte. Muß es uns nicht ein gleichgestimmtes, aber noch weit stärkeres Empfinden der Ehrfurcht und des frohen Erstaunens erwecken, wenn wir den Blick von der Einzelperscheinung weg, hinaus auf das ganze Deutschland richten, dem das Getöse der Schlachten und der Ernst der Tage nicht das Gehör für die zarten, die seelenvollen Stimmen der Musen taub gemacht hat. Denn, was man hier unter den Bildern täglich erlebt, ist an sich nichts Einzelnes, es ist nichts Besonderes, — von überall aus dem ganzen Reich hört man von der gleichen, frohen Aufgeschlossenheit für die Dinge der Kunst.

Um die Bilder der rheinischen Künstler, ja um die gegenwärtige Malerei in Deutschland überhaupt recht zu verstehen und würdigen zu können, muß man den Blick zurückwenden, auf die Irrgärten und Wüsten der vergangenen Zeit, jener Epoche, die den späteren Generationen einmal so grauenhaft und chaotisch erscheinen wird, daß sie es sich nur als ein Wunder wird erklären können, wie das Volk zuletzt doch unangefochten durch dieses Inferno geistiger Verwilderung hat gehen können. Damals durfte sich das Kranke, das hoffnungslos Verbohrte und Menschenfeindliche, das von Gott und allen guten Geistern Verlassene, durfte sich ein furchtbares intellektuelles Mißvergnügen an der Schöpfung hoffnungslos aussprechen. Was ist darum natürlicher, als daß jetzt, — nachdem dieser Hegenabbat verraucht ist, den ja auch noch die jungen unter unseren Malern erlebten, — die Kunst Einfuhr hält und die Beschaulichkeit, das Ruhende, ferner das Schöne in der Gebärde des Ernsthaft-Sinnenden aufsucht und prüft.

Vor allem an den Landschaftsbildern der rheinischen Künstler fällt dem Betrachter die spartanische Zurückhaltung mit der Farbe auf. Den grauen, wolkenverhangenen Himmel eines Wintertages, silbrige Nebelkiste des Spätsommers, durch Dunstschleier gefiltertes blaßes Mittaglicht, ja selbst ganz unwirkliche Dämmerungen werden bevorzugt. Die Erklärung, daß die niederdeutsche Landschaft sich so dem Auge darbiete, ist viel zu äußerlich, sie weiß nichts davon, daß allein schon in der generell vorgenommenen Auswahl der Motive jede Epoche der Malerei ihre seelische Grundstimmung

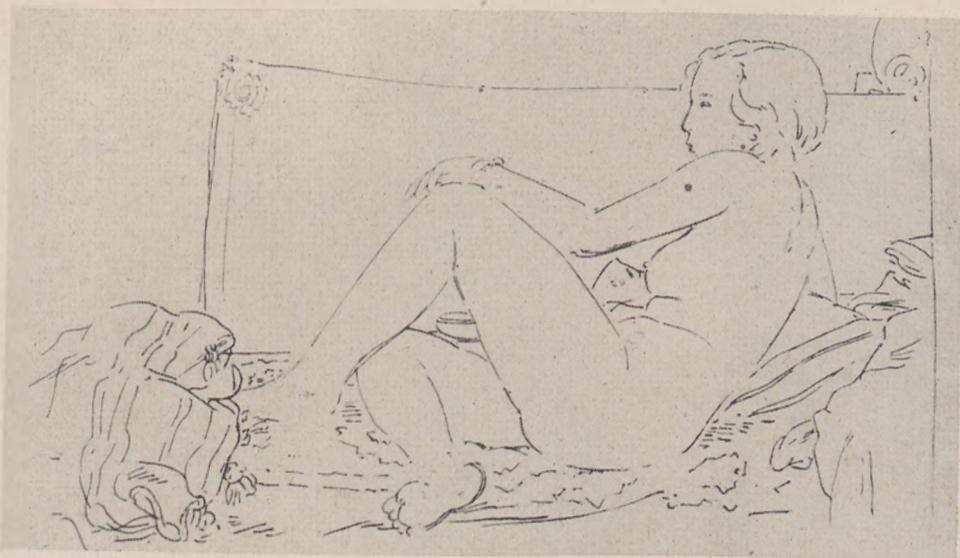
verrät. Man kann sich das an den Italien-Bildern der Ausstellung klarmachen. Der Garten der Villa Massimo, den Pieper gemalt hat, der Blick auf die Mittelmeerbucht von Schardt, der venezianische Palazzo und Kanal von Macdanz schildern doch ein ganz anderes Italien als etwa Gregorovius, Richter und all die vielen Maler des 19. Jahrhunderts, deren Bilder uns theatralisch und gekünstelt erscheinen, während sie doch den zu ihrer Zeit als wahr empfundenen optischen Eindruck der Landschaft des Südens wiedergeben. Tatsächlich sind sie für das Gefühl der Zeitgenossen ja nicht geringere Schilderer der Naturwahrheit gewesen als unsere Maler, deren seelische Grundstimmung das Verhüllte, das Ernsthafte und Prunklose aufsucht.

Über dreihundert Nummern führt der Katalog auf, der den Besucher als Führer durch die Ausstellung begleitet — die Zahl wurde schon einmal genannt und der Schreiber des Briefes gesteht es freimütig ein, wie unbehaglich der Gedanke ist, ins Einzelne zu gehen, mit der Aufzählung von Namen zu beginnen und womöglich mit einem aphoristischen Satz (denn der Raum ist nicht unendlich!), vom Schaffen des einzelnen Künstlers alles zu sagen. Nebeneinander stehen hier die junge und die alte Generation der bildenden Künstler des Rheinlandes. Der 1858 in Duisburg geborene Helmuth Liesegang, darf für sich den Ehrennamen des Altmeisters in Anspruch nehmen; seine Gemälde und Zeichnungen sprechen von unermüdlicher Schaffensfreude und erstaunlicher Rüstigkeit, allein es weht dem Betrachter bei längerem Verweilen davon ein Hauch von Abendkühle und Scheidestimmung entgegen, der jedoch mit den Gehalt der von Tieren belebten Landschaften ausmacht. Julius Breß hat die Grenze der Siebzig überschritten. Von ihm blieben einige im kleinen Format sehr delikate gemalte Naturschilderungen, Kabinetstückchen von zärtlichem, opalisierendem Schimmer in der Erinnerung. Walter Clarenbach beschwört den geheimnisvollen Zauber der Winterstille. Ein „Winterstille im Wald“ beschriebenes Bild, zeigt, wieviel mit nur drei Farben ausgedrückt werden kann: Durch die dunstige Luft schimmern die Umrisse junger Fichten; man spürt zum Greifen deutlich die Stille, die Einsamkeit, das rastlose Niederregnen des Lichts, die Unheimlichkeit des lautlos sich bewegenden Kosmos. Julius Paul Junghans, zur älteren Generation gehörend,



Josef Pieper

Badende

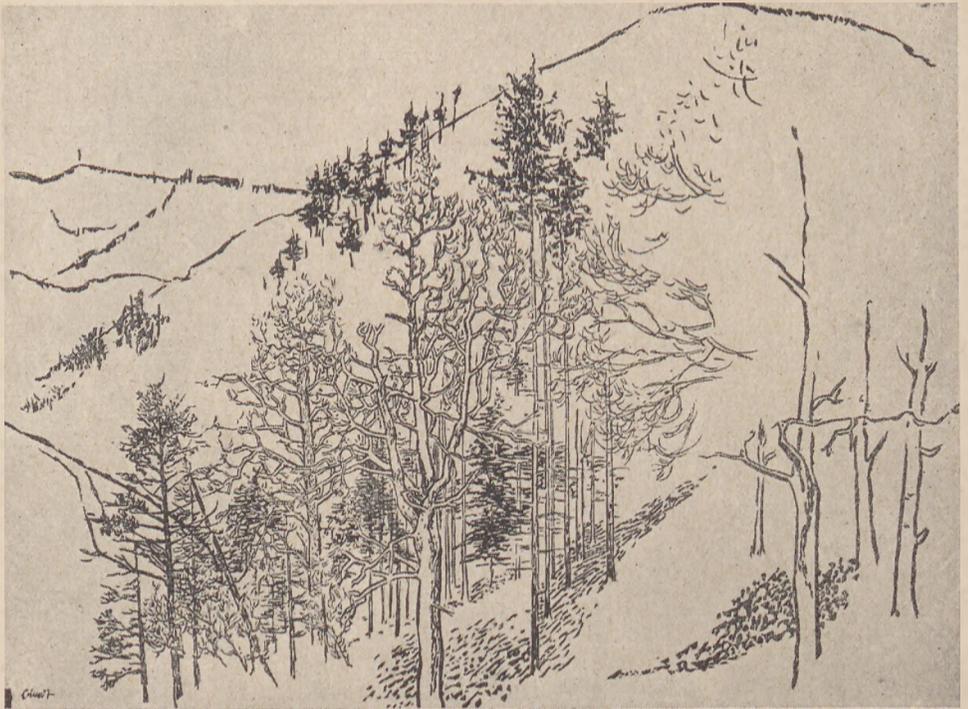


Robert Publich: „Akt“

ist der Schöpfer großer Tierbilder, die man im besten Sinne akademisch nennen kann.

Josef Pieper aus Düsseldorf gehört zu den Begabtesten der jungen Generation. Er wurde mit dem Staatspreis ausgezeichnet und hat sich mit seinen eigenartigen, unverwechselbaren figürlichen Darstellungen rasch einen bedeutenden Namen gemacht. Auch hier beanspruchen seine Akte und Porträts vor seinen Landschaften und Zeichnungen die größte Aufmerksamkeit. Warum?! Das ist nicht mit einem Satz zu sagen. Zunächst einmal überrascht und fesselt das statuarisch Gebaute der Figuren. Man glaubt Plastiken zu sehen, die durch einen geheimnisvollen Vorgang zum Leben erwacht sind. Diese Mädchen, deren Blicke gern auf dem Beschauer ruhen und doch durch ihn hindurch ins Weite und Wesenlose gehen, werden umspült von einem eigentümlichen Silberlicht, das dem Ganzen etwas Klassisch-Fernes, etwas Transzendentes gibt. Erstaunlicherweise paart sich diese betonte Abstraktion mit spürbarer Lebenswärme. Mit einem Wort: die Größe befremdet nicht, sie weist nicht ab, sondern zieht unwiderstehlich an. Darin mag die Verlockung dieser ganz in sich ruhenden Bilder liegen. Ganz anders und schwerer erscheint der Maler in seinen Landschaften. Ein Pastell wie den „Abend“ könnte man als eine unserem Empfinden entsprechende Interpretation Eichendorffscher Dämmerstimmungen an-

sehen. Der „Garten der Villa Massimo“, ein großes Ölbild, läßt ebenfalls nicht sogleich auf den Maler der Figurenbilder schließen. Um die Spannweite des jungen Künstlers zu ermessen, muß man seine in der Kunstammer hängenden beiden Kreidezeichnungen sehen. Auch sie entstanden in Italien im Garten der Villa Massimo. Kaum eine Spur von Himmel, dafür um so mehr dunkles Laub der Zypressen, scheinbar regellos stehende antike Hermen, eine die Mittelachse des Bildes beherrschende Marmorstatue mit weggebrochenem Profil — das alles sind wuchtige, mit mannhafter Faust dem Blatt eingegrabene Signaturen, die sich kaum gesehen unvergeßlich in die Erinnerung eingraben. Den Typus des jungen Mädchens, wie ihn die Gegenwart gebildet hat, gibt Ferdinand Macetzanz in zwei Bildnissen, die beide unübertrefflich jenen Ausdruck von künstlicher und natürlicher Anmut in Verbindung mit strikter Eigenwilligkeit treffen. In den beiden Gemälden Josef Horns — er zeigt eine niederrheinische Auenlandschaft und die Marienkirche in Lübeck — waltet etwas vom Geiste der alten Meister, ohne daß man sagen kann, das oder dies ist diesem und jenem nachgeahmt. Das Magische der Landschaft wird in einem Bilde Richard Geßners lebendig. Zwischen säulenartig emporstrebenden Bäumen, deren Laub kaum sichtbar wird, sieht man aus einem bedrückenden Schatten auf Obst-



Hermann Schardt: „Ahrlandschaft“

baumwiesen, wo die regennassen Kronen der Apfelbäume im blanken Sonnenlicht weiß aufblitzen, während vom Himmel das dunkle, schwarzblaue Gewittergewölk unter den Horizont hinabzieht. Von Hans Rohlschein hält den Betrachter für eine Weile der Entwurf eines Wandbildes fest, eine Skizze von herstender Lebendigkeit, durchglüht von vulkanischem Feuer. Ein Porträtist eigenen Gepräges ist Robert Pudlich, der außerdem durch einen schwelgerisch gemalten Fisch — es ist ein Fisch, sonst nichts! — und entzückende, wie spielerisch hingezogene Altzeichnungen interessant wird. Carl Weisgerber zeigt u. a. ein meisterliches Tierbild: „Schneppen im Bruch“. Wie das bräunliche Gefieder da vor dem nassen neblichten Grund des Bruchwaldes dahinflattert, das erinnert an jene chinesischen Zauberbilder, von denen berichtet wird, daß man in sie hineingehen könnte. Auch in dies Bild kann man „hineingehen“ man spürt fröstelnd die feuchte, nasse Luft, den Geruch des welken Laubes, den atemlosen Schlaf der Pflanzen und den gespensterhaften Flug der umher-taumelnden Vögel. Arvid Mathers

„Paar in der Loge“ ist eine der wenigen sinnbildlichen Darstellungen der Ausstellung: neben einem verjüngten blickenden jungen Weibe von blühender Sinnlichkeit sieht eine Alte mit Lederhaut und runzlichen Zügen; das Symbol ist ohne weiteres klar: Alter und Jugend, Blüten und Welken, Sein und Vergehen sind in den beiden weiblichen Gestalten verkörpert.

Von den Plastiken ist Arno Brekers Führerbildnis an erster Stelle zu nennen. Man darf Brekers als den Bildhauer des Führers bezeichnen, und unter den uns bekanntgewordenen Porträts Adolf Hitlers ist die von Breker hier gezeigte Bronze das Abbild, welches am schönsten größte Treue mit hoher Vergeistigung verbindet. Hans Breker, der Bruder, schuf die Köpfe des „alten“ und des „jungen Königs“, Auftragsarbeiten von unterschiedener Wirkung, die durch rein künstlerische Mittel erzielt wird. Ein majestätischer Mädchenkopf von Hans Rompel erinnert an das herrliche, fragmentarische Bildnis des jungen Goethe, das Klauer um 1790 schuf, ein Vergleich übrigens, dessen sich der Bildhauer nicht zu schämen braucht.

Niemand wird sich dem Zauber der lorbeerbeschnittenen „Eva“ entziehen können, jener lebensgroßen Bronze, die Kurt Zimmermann geschaffen hat. Mit erhobenem Haupt, ein leuchtendes Lächeln um den sanft geschwungenen Mund, die Augen wie entrückt und lauschend nach innen gekehrt, so steht dieses Mädchen stolz und aufrecht in der makellosen Schönheit und Nacktheit ihres Leibes da . . . es scheint, als vernähme sie den Befehl des himmlischen Bildners und Meisters, hinzugehen, um die Gehilfin des Mannes zu sein. Der Ausdruck ihres Gesichtes spricht von unendlichem Glück, und der Glanz fällt davon wie eine goldene, strahlende Hülle über die ganze Erscheinung. Auch in dieser Gestalt drückt sich der Bestimmungswandel unserer Zeit aus. Zimmermann ist ja nicht der erste der zur neuen Generation gehörenden Schaffenden, der die „Eva“ als ein schimmerndes

Bild idealen Weibtums dargestellt hat. . . . Man erinnere sich doch des gekrümmten, wie von Ruten gepeitschten Armeibes, das Rodin schuf, oder an die frauenhaften Hühlopochtlweiber, die von den Vertretern des Expressionismus als Armütter der Menschheit hingepakt wurden.

Und so wären wir dann wieder bei dem Grundthema angelangt, nachdem wir uns für kurze Zeit in die Einzelbetrachtung verloren haben. Wohl spürt man in allen den Arbeiten der rheinischen Künstler den Einklang mit der Natur, ein frohes, stilles Weltbehagen und Weltergreifen. In einzelnen Werken aber wird schon größeres, bedeutsameres sichtbar: die demütig-stolze Erinnerung an die göttliche Herkunft des Menschen und die Kraft dieses wundersame und große Empfinden in Bildern greifbar und ergreifend zu gestalten. L o t h a r P. M a n h o l d.

Reichsuniversität Posen

Posen, Anfang März 1941

Mit dem Beginn des Sommersemesters eröffnen zwei neue deutsche Universitäten die Pforten: Straßburg und Posen. Beide Universitäten haben zweierlei gemeinsam. Sie liegen beide in wiedergewonnenen ehemals deutschen Grenzländern. Das legt diesen Universitäten die gemeinsame Verpflichtung auf, starke geistige Kraftzentren zu werden, deren Ströme die zurückgeholten deutschen Kulturgebiete neu belebend erfüllen. Die Universität Straßburg kann an eine alte Tradition wieder anschließen. Die Reichsuniversität Posen dagegen hat wenig Berührungspunkte mit der Vergangenheit. Sie ist, wenn man sie vielleicht auch als die Nachfolgerin der im Jahre 1903 errichteten Akademie zu Posen betrachten kann, doch eine völlige Neugründung; denn die Akademie war keine Volluniversität; sie war eine Art Volkshochschule für die kulturell gefährdeten deutschen Ostgebiete. Ein planmäßiges Studium konnte an ihr nicht durchgeführt werden. Die Gründung der Akademie war eine der vielen Halbheiten der damaligen politischen Führung im Kulturkampf des Ostens. Die seinerzeit gegen die Errichtung einer Universität in Posen erhobenen Einwände, daß daraus das polnische Volkstum den Hauptnutzen ziehen würde,

kann nicht als stichhaltig anerkannt werden; denn dem polnischen Element stand der Besuch anderer deutscher Universitäten wie z. B. der benachbarten Universität Breslau ungehindert frei, wovon auch in reichem Maße Gebrauch gemacht worden ist, während wertvollem deutschen Jungakademikern durch die beschränkten Studiemöglichkeiten an der Akademie der Weg nach dem Osten verbaut war. Der deutsche Student jener Tage wäre, von einer zielbewußten, kraftvollen politischen Führung ausgerüstet, willig dem Rufe des Ostens gefolgt, ebenso wie es für einen großen Teil der Studentenschaft damals eine freiwillige Ehrenpflicht gewesen war, einige Semester in Prag zu absolvieren, um dem dortigen deutschen Studententum in dem Volkstumskampf gegen die Tschechen Hilfe zu leisten. So kämpfte bestes deutsches Jungakademikertum in der Fremde, anstatt im eigenen Hause zur Niederrinaung des schwelenden Brandes angehetzt zu werden. Die Halbheiten einer laschen Staatsführung im Ostlandskampf führten schließlich zu dem bitteren Ende des Jahres 1919, dem auch die Posener Akademie zum Opfer fiel.

Zwischen dem Gestern und dem Heute hat sich nun ein grundlegender Wandel vollzogen. Eine kraftvolle Staatsführung

und ein in sich gefestigtes Volk geben die sichere Gewähr, daß sich im deutschen Ostland niemals mehr fremde Einflüsse geltend machen können. Die neue Reichsuniversität ist dazu berufen, das geistige Rüstzeug zu geben im Kampf um die Sicherung des alten deutschen Kulturbodens. Sie wird dabei in ihrer wissenschaftlichen Lehre und Forschung in ganz besonderem Maße auf die Begebenheiten und Erfordernisse des Ostens ausgerichtet sein. Die daraus sich ableitende Eigenständigkeit in Lehre und Forschung werden der Pofener Universität ihr eigenes Ostgesicht geben. Die neue Reichsuniversität ist die erste nationalsozialistische Universitätsneugründung überhaupt. Nationalsozialistischem Geist entsprechend wird sie größtes Gewicht auf die Verbundenheit mit Volk und Boden legen. Diese Bestrebungen wollen ihren Ausdruck in der besonders pfleglichen Behandlung der gesamten Volkstums- und volkspolitischen Probleme finden. Erfüllt von einer revolutionären Dynamik wird die Pofener Hochschule verschiedene, den üblichen Rahmen von Lehre und Forschung sprengende Neuerungen aufweisen, ohne daß dabei die für die berufliche Ausbildung geltenden Richtlinien berührt werden sollen. Die geplanten Neuerungen treten mit der Errichtung völlig neuartiger Lehrstühle in Erscheinung. Das gilt in besonderem Maße für die philosophische Fakultät. Sie wird zum ersten Male einen Lehrstuhl für Rassenpolitik erhalten an Stelle des bisher der medizinischen Fakultät angegliederten Lehrstuhles für Rassenhygiene. Damit ist erstmalig die Möglichkeit der Führung einer praktischen Rassenpolitik gegeben. In Verbindung hiermit verdient die bisher einmalig dastehende Einrichtung eines Lehrstuhles für Geschichte und Sprache des Judentums Beachtung. Seine Aufgabe besteht in der Hauptfache darin, unter den jungen Geistesträgern der Nation das jüdische Problem in seiner Gefahrenstellung immer wach zu erhalten, damit bei dem Schwinden des Judentums aus den Reichsgebieten keine Abstumpfung in der Abwehr eintritt. Eine weitere Neuerung bringt die Schaffung eines eigenen Lehrstuhles für Geschichte und Wesen des musikalischen Volksautes, der gesondert neben der Professur für allgemeine Musikwissenschaft besteht. Dieser Lehrstuhl hat für den Osten seine besondere Bedeutung; denn hier sind mit der Umsiedlung die verschiedensten deutschen Volksstämme

aus dem Osten und Südosten Europas zusammengeströmt. Die Erforschung und Wahrung des in diesen Volksgruppen vorhandenen Gutes an Volksliedern und Weisen ist diesem Lehrstuhl übertragen. Daß die Interessen nicht nur auf die nächstgelegenen Ostgebiete gerichtet sein sollen, beweist die Einführung einer Professur für Volks- und Landeskunde der Sowjetunion. Eine geradezu revolutionäre Neuerung bedeutet die Schaffung des bisher ebenfalls einmalig dastehenden Lehrstuhles für Geistes- und Glaubensgeschichte. Es wird von ihm große Wirksamkeit im nationalsozialistischen Sinne erwartet; er wird daher mit einer führenden Persönlichkeit der Partei auf diesem Fachgebiet besetzt werden. Eine theologische Fakultät wird an der Pofener Universität nicht errichtet.

Bei der großen Bedeutung des Ostens für die Ernährungswirtschaft des Reiches erscheint es als eine Selbstverständlichkeit, daß die landwirtschaftliche Fakultät eine beherrschende Stellung an der neuen Universität einnehmen wird. Sie wird daher eine den üblichen Rahmen überschreitende Ausweitung erfahren. Das geht schon daraus hervor, daß von den in Aussicht genommenen 50—60 Lehrstühlen die landwirtschaftliche Fakultät allein 21 erhalten wird. Darüber hinaus findet das landwirtschaftliche Interessengebiet noch weitestgehende Berücksichtigung in der Gestaltung der Lehrpläne bei den übrigen Fakultäten. So wird z. B. die geisteswissenschaftliche Abteilung Lehrstühle für Agrar- und Siedlungsgeschichte, sowie für Bauern- und Wirtschaftsgeschichte enthalten, während bei der rechts- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät das Bauern- und Bodenrecht eine besonders pflegliche Behandlung finden wird. Im allgemeinen wird sich die rechts- und wirtschaftswissenschaftliche Fakultät in den herkömmlichen Bahnen bewegen. Die naturwissenschaftliche Abteilung wird sich besonders durch Lehrstühle für Biochemie, für Pflanzengeographie und für biologische Zoologie auszeichnen. Die medizinische und tierärztliche Fakultäten ermöglichen vorerst nur die vorklinischen Studien, da die für die Durchführung des vollen Studiums erforderlichen klinischen Anlagen erst nach Kriegsende errichtet werden können.

Die Universitätsbibliothek soll über Aufgabenbereich als Hochschulbücherei zu einer dem gesamten Osten dienenden Staatsbibliothek ausgebaut werden. Aus der im Jahre 1902 gegründeten

Kaiser-Wilhelm-Bibliothek heraus entwickelt, verfügt sie augenblicklich über einen Bestand von 600 000 Bänden. Es ist jedoch innerhalb weniger Jahre mit einer Verdoppelung des Bestandes zu rechnen. Die Auffüllung erfolgt größtenteils durch die Buchsammelstelle, einer einmaligen für die besonderen Verhältnisse des Warthegaus geschaffenen Einrichtung. Aufgabe dieser Buchsammelstelle ist es, den in polnischer Hand befindlichen Bibliotheksbesitz sicherzustellen. Die bisher in der Gauhauptstadt und ihrer Umgebung durchgeführte Sammelaktion hat über eine Million Bände aufgebracht; davon werden etwa 300 000 bis 200 000 der Universitätsbücherei als wissenschaftliches Material zur Verfügung gestellt werden können. Die Notwendigkeit der Einrichtung dieser Buchsammelstelle ergibt sich allein aus der Tatsache, daß bei der Sammelaktion rund 1500 kostbare Wiegendrucke und Handschriften aufgegriffen und vor der Verschleppung oder Vernichtung gerettet werden konnten. Das erfasste polnische Schrifttum wird in der sogenannten Verschlussbücherei aufbewahrt und steht nur vertrauenswürdigen Sachbearbeitern zur Verfügung. Damit ist jede Möglichkeit unterbunden, daß dieses polnische Schrifttum jemals gegen die deutschen Interessen verwendet werden kann.

Es hat den Aufbau der neuen Hochschule wesentlich erleichtert, daß sich in überraschend großem Ausmaße namhafte Wissenschaftler freiwillig zum Ostensatz gemeldet haben. Die Verhandlungen

über die Berufungen stehen dicht vor dem Abschluß. Als eine völlige Neugründung wird die Reichsuniversität Posen gegenüber den anderen Universitäten über einen erheblich verjüngten Lehrkörper verfügen. Die Universität hat bewußt Verzicht auf die Einführung von Pflichtsemestern gelegt. Sie will den freiwilligen Einsatz des studentischen Nachwuchses und sie hat die feste Erwartung, daß es dem kämpferischen Geist in der wissenschaftlichen Arbeit gelingen wird, den jungen Akademiker für die Posener Universität zu begeistern. Die freudige Einsatzbereitschaft der deutschen Studentenschaft bei der Ostarbeit des vergangenen Jahres geben die sichere Gewißheit, daß die deutsche Jugend den Ruf des deutschen Ostens verstanden hat.

Ihr endgültiges äußeres Gesicht wird die Posener Universität erst nach dem Kriegsende erhalten. Das große Haupthaus, das die philosophische und rechts- und wirtschaftswissenschaftliche Fakultät nebst der allgemeinen Verwaltung aufnimmt, wird im Anschluß an das Aulahaus der alten Akademie mit der Front nach dem großen Aufmarschplatz vor dem Schloß entstehen. Eine parkartig angelegte Universitätsstadt, die die übrigen Fakultäten umfaßt, wird am Stadtrand nördlich des alten Posener Kernwerkes errichtet. „Steine erziehen schweigend.“ Nach diesem Erfahrungsatz sollen die Neubauten der Universität schon in ihrem Baustill auf die Größe und Bedeutung der Aufgaben der Universität in der Ostarbeit hinweisen. R. Schimig.

Vier neue Bücher Agnes Miegels

Königsberg, Anfang März 1941

In diesen Tagen ist in Königsberg, in den „Staatlichen Meisterateliers“, eine kleine Ausstellung eröffnet worden, die nicht in die Gegenwart, nicht in die Vergangenheit, die in die Zukunft schaut. Wenn der Friede gekommen ist, wird der „Seebienst Ostpreußen“ ein schönes großes Schiff fertigmachen, das den Namen „Marienburg“ trägt. Für die Räume dieses Zukunftsschiffes haben Danziger und Königsberger Maler Bilder geschaffen, für bestimmte Räume auf diesem Schiff und bestimmte, ausgemessene Plätze in diesen Räumen: Landschaften

unseres Ostens, Ansichten aus beiden Städten und für die Frauenräume Blumen der Heimat.

Und man denkt darüber nach, daß eine Ausstellung wie diese, zwischen den Schlachten, anderwärts, sagen wir in England, gewiß nicht möglich ist. Sie gehört, als ein kleines charakteristisches Ereignis inmitten anderer, größerer Kennzeichen, zu dem Gesicht unseres Deutschland, wie es diesen feinen jetzigen Kampf führt: als ein Ringen mit ganzem Einsatz, aber als ein Krieger mit einem weiten ruhigen Blick über die Monate des Waffenganges hinaus, ... den großen

ganzen deutschen Weg, auf das Ziel und schon auf das Nachher. Und das Stauenswerteste an der deutschen Organisation — die ja, aus dem Fremdwort überseht — ein deutsches Gewissen ist — dürfte vielleicht nicht sein, daß und wie sie den Krieg bedenkt und ausrüstet, sondern daß sie längst und überdies und während all dem auch schon den Frieden organisiert.

Nervöse Leute handeln nicht so. Mißtrauische gegen das Glück und die eigene Kraft auch nicht. In unserem Volk hat das Vertrauen in sich selbst, die ruhige Stärke, die große Sicht, die jetzt nach oben gekommen sind, also tief und festgegründet dringesteckt. Es brauchte freilich einen Wechsel der Schichten, eine Ordnung, Rangordnung nach jenem wesentlichen Gesichtspunkt, um die Befundung herbeizuführen.

Wir meinen, daß von solcher Volksträftigkeit, diesem instinktiven Leben aus der eigenen Gewisheit und Kraft, diesem ruhigen und festen Blick über die momentanen Nöte hinaus eine tüchtige Reserve für das ganze Reich gerade auch in unserem Osten steckt, der Not kennt, der davor nicht kleinzuwerden gewohnt ist, der ohne den Blick auf das Ganze des eigenen Schicksals, von der Vergangenheit in die Zukunft hinein, nimmer zurechtgekommen wäre.

Eine Frau zum Beispiel, die uns solche heimische Lebensart zu repräsentieren scheint, ist die, deren Werke die tiefste und klarste Stimme des Ostens geworden sind: Agnes Miegel. Sie darf in ihren Gedichten die große hymnische Form wagen, weil man spürt, wie sehr ihr Selbst mit Volles Stimme und Gewissen zu einem verschmolzen ist. Die Mütter Ostpreußen, die sie anruft, die Walterinnen über dem Geschick des Landes, die sie im Gedicht erschafft, — man areißt mit Händen, daß sie dieser Mütter leitime Tochter und Ebenbild ist.

Im Gespräch hat man sie gefragt, ob ihr nie ein Zwiespalt zwischen der Frau, zwischen fraulichem Fühlen und Denken — und der Tatsache von Kriegen offenbar geworden sei. Man muß ihr Lächeln gesehen haben, bei dem sich ihre Bescheidenheit in einen ablehnenden Spott verwandelte und alle zaghaften Frauen mit dem Wig bedacht wurden: Wenn ihre Männer auf die Jagd gingen, flöteten sie süß daher: „Ach, ich könnte auf kein Reh schießen.“ Aber den Rehbraten, den äßen sie, und er schmecke ihnen sehr gut.

Das Wissen um die Gesetze der Welt, das Wissen um Kraft und Tat, die große Gesundheit, deren Mütterlichkeit Schauer und Mitleid kennt, aber nicht das Fürchten gelernt hat, macht, daß sie die weißblonde Göttin Ostpreußens schon 1937 dem neuen Kampf, dem kommenden Polenkrieg entgegensehen und entgegengehen läßt:

„Fern grollt es herüber
Steigend gegen den Wind, wie Gewitter.
Und Du schlägst an den Schild. Du
lächelst, Unsterbliche. Drunten
Klingts aus der Brandung anstürmend
wie singende Jugend,
Klingt es möwenhell jauchzend wie spielende Kinder.
Und nun hallt in den Sturm Deine
eherne Stimme,
Preisend singst Du den Ruhm zukünftiger
Söhne.
Schon aus den Wolken liest Du die uns
noch verborgnen
Leuchtenden Namen.“

Ihre Viktoria kann lachen aus Mut und Vertrauen:

„Tiefer trinkst du den Herbstwind und
blickst in die Wolken als siehst du
Zu Dir fluten dein Heer zum Siegen und
Sterben bereit.
Und du lachst wie ein sorgloses Kind.
Noch immer
Trug dich aus Not und Bedränge in letzter
Stunde das Schicksal,
Trug dich dein eigenes Herz sieghaft zur
Sonne empor!“

Die Hymne „Viktoria“ und die Hymne „An Ostpreußen“ stehen in Agnes Miegels Gedichtband „Ostland“, der vor einigen Monaten erschienen ist, von ihren großen Anrufen der Heimat sechzehn zusammenfaßt, mit einem ihrer beiden so wesentlichen Gedichten „An den Führer“ beginnt und mit dem Gedicht aus dem Herbst 1939, das den Kriegsausbruch beleitete, schließt: „An Deutschlands Jugend“.

Drei Bücher noch hat uns Agnes Miegel in diesem Winter geschenkt. Einmal eine neue Ausgabe der „Ordensdomo“, ihrer Dichtungen über unsere ehrwürdigen Kirchen von Königsberg bis Danzig, nun mit guten Zeichnungen von Eduard Bischoff ausgestattet und um einiges vermehrt: Am die Wanderung der „Schönen Maria“ aus St. Johann in Thorn durch ihre nächtliche Stadt, an der der Kampf mit Polen eben vorüber-

gebraust ist und durch die nun die Hammerschläge unserer Pioniere schallen, die die Brücke neu bauen, über welche die Heimkehrer in deutsches Land einfahren. Dann um die Verse von dem jungen Flieger in der Marienburg, den Heinrich von Plauen aus seinem Grabe grüßt.

Neben einem Buch mit zwei Novellen „Wunderliches Wehen“, von der Ahnensuche eines Ostpreußen in Irland und von einer Ehe im Rom vor hundert Jahren (die eine wie das Hinabtauchen eines Menschen in die geheimnisvolle Vergangenheit seines Blutes, die andere wie ein Traumblick in eine alte Stadt), hat Agnes Miegel dann neuerdings insbesondere einen Band mit sieben Geschichten „Im Ostwind“ veröffentlicht.

Sie kreisen alle um den Weltkrieg; der „Ostwind“ weht aus jener Gewitterwand her, die damals für uns am Osthorizont heraufgestiegen ist. Die vier ersten Novellen spielen vor dem Krieg. Die Schatten, die er vorauswirft, werden nicht im Politischen aufgesucht, sondern sozusagen im Atmosphärischen und in der Ahnung der Seelen von der Zukunft. Der Schauer, der dem Ereignis vorausgeht, das empfindliche Gemüt, das Kommendes spürt und vor ihm erschrecken will, — das sind Motive, die so, scheint uns, dem weiblichen Erleben besonders anstehen.

In der ersten Geschichte wird einer Königsberger Familie, die in der bürgerlichen Behaglichkeit, in dem geliebten kleinen Tagesleben des 19. Jahrhunderts ruht, in der Neujahrnacht das erste Kind des neuen Jahrhunderts geboren. Ein Junge. Großvater pflegt um die Mitternacht jeder Jahreswende aus der Bibel vorzulesen; die Enkelkinder vergreifen sich in der Aufregung in dem Buch, das sie ihm holen sollen. Sie bringen seinen Schillerband. Und er schlägt auf und liest die Stelle aus dem Gedicht „Das Siegesfest“, die von Hector spricht, der die Heimat schützte und nicht siegte und fallend doch hohe Ehre empfing. Geheimnisvoll geht die dunkle Ahnung eines Zukünftigen durch die nächtlich Versammelten.

Vorahnung des großen Menschenopfers auch auf dem westpreussischen Hof, wo die junge Malerin von den vielen Kreuzen über dem Schlachtfeld von Tannenberg aeträumt hat: im Försterhaus, wo die Mutter ihre Zwillingasöhne im Traum als Gefallene sieht; auf dem Gut, wo über die Viehherde aus dunklen Schicksalsgründen ein großes Sterben kommt.

Jedesmal ist hier mit der ungemeinen miegelschen Kunst der Vergegenwärtigung eine Umwelt geschildert, daß sie aus heimatlicher Liebe zum Kleinen und zur süßen Gewohnheit ganz lebendig wird. Am so bewegender dann der Einbruch der Mahnung und Ahnung aus den großen Verhängungen des Geschickes. Nicht als ob solcher „Ostwind“, solches Dasein unter den Wehen des Volksschicksals, hier unbekannt gewesen wäre; es schlummerte nur ein wenig.

In die Augusttage von 1914 selbst führt die fünfte Geschichte, die von der kleinen Lotte im Niederungsdorf, dem nun vierzehnjährigen Mädchen von 1900, das die Flucht der Ihren leiten muß und auf das der Vater, der den Soldatenrock anzieht, mit Recht, wie sich zeigt, vertraut.

Die epische Verhaltnenheit, die sachliche Ruhe, mit der Agnes Miegel erzählt, die dem Schlimmen und dem Guten gleichen Ton und gleiches Maß zuteilt, — sollen wir sie auch dem Osten zusprechen, wie er sich hier in Zucht und Reife eines stillen, tapferen Tragens und Wissens offenbart.

Vielleicht sind die Geschichte von dem kleinen ostpreussischen Mädchen, die in ihrem Ernst soviel rührende Grazie hat, und die beiden letzten Bilder aus der Zeit nach der Niederlage das künstlerisch Bedeutsamste in dem Buche. Fern aus der asiatischen Wüste fährt der „verlorene Haufe“ des deutschen Heeres durch die Balkanengebirge zurück. Wir sind mit im Eisenbahnzug, im Sanitätswagen, in dem Krause III stirbt und sonst nichts geschieht, als daß der Reisefad der Schwester mit den Andenken ihres Erlebens aus dem Wagen gleitet und Schwester Anna, gehärtet durch die Jahre da drunten, sich dreißig Minuten Zeit setzt, nach denen sie sich nicht mehr über diesen Verlust grämen wird.

Dies Nebenereignis, dessen Vor- und Nachher, dessen Atmosphäre mit eindringlichen Strichen ausgemalt ist, aber reißt die ganz deutsche Situation jener Zeit groß und maagisch auf. In ein kleines Eisenbahnabteil ist das ganze Volksschicksal des November 1918 geschrieben.

Und zuletzt: Ein Fräulein aus ostpreussischem Blut fährt an einem Wintermorgen der Nachkriegsjahre aus Holland nach Deutschland, ins Ruhrgebiet zurück. Sie fährt im dichtbesetzten Zug, sie ist ein paar Minuten im Wartesaal, sie wartet vor Tag draußen auf die erste Elektrische. Und derweilen ist in kleinen Zügen die tiefe Verstäubung und Verwandlung der Heimat zu einem er-

schreckenden, unerbittlichen Bild geworden. Ganz leise am Ende, wie sich an des Buches Anfang das Schicksal in einem ersten Vorklang ansagt, kündigt sich, als es heller auf der einsamen Straße werden will, das kommende Morgenrot an: in den Jungen, die mit ihren Klampfen vorübermarschieren, in dem Anschlag in der frühen Straßenbahn, daß die Mark wieder fest geworden sei . . .

Die feinste Empfindlichkeit des Künstlers, die ahnt, die vorwegsieht, die mitfühlt mit Leid und Glück aller Kreatur,

die das Frösteln kennt vor den Winden des Schicksals und des Kommenden, steht in Agnes Miegels Buch und Wert in keinem Widerspruch zu der Kraft, zu tragen, zu dem Glauben, daß getragen und bestanden werden muß und kann. Das Frauliche, das Mütterliche ist der Pflicht und der Tapferkeit verschwifert. Das Eigene dem Dasein mit dem Ganzen des Volkes.

So lesen wir aus dem Buch vom „Ostwind“ Deutschlands Osten.

Eberhard Sarter.

Theater - am Rande des Reiches

Kraťau, Anfang März 1941

Das kulturpolitische Ereignis des Monats Februar bildete für das Generalgouvernement die feierliche Eröffnung des Stadttheaters in der Grenzstadt Deutsch-Przemysl am Ufer des San. Ein deutsches Theater auf vorgeschobenstem Grenzposten des großdeutschen Machtbereiches — das war nicht nur für die hier eingesetzten Deutschen ein Tag der Freude und Dankbarkeit, dieser Auftakt nationalsozialistischen Kulturschaffens an einer Stätte alter österreichischer Tradition, aber auch jahrzehntelanger brutalster polnischer Knechtung strahlte in seiner geschichtlichen Bedeutung über die Grenzen des Generalgouvernements hinaus. Daß solcher kultureller Aufbau in diesem durch Krieg und politische Unvernunft verwüsteten Raume schon knapp nach einem Jahre schwierigster deutscher Ordnungsarbeit möglich geworden ist, spricht überzeugender als noch so zahlenerfüllte Rechenschaftsberichte für den Schwung und die Tatkraft der deutschen Verwaltung im wiedergewonnenen Osten.

Schon kurz nach dem Polenfeldzug hatte ich Gelegenheit mit Generalgouverneur Dr. Frank quer durch Galizien nach Deutsch-Przemysl zu fahren. Es war eine Reise voller Erlebnisse. So aber begegnete ich Deutsch-Przemysl . . .

Nach Süden steigt die Landschaft gebirgiger an. Die Bahnlinie verläuft hier parallel zum San. Einen Kilometer vor uns verströmt die deutsch-sowjet-russische Interessengrenze.

Auf den Feldern haben sich Wasserpflügen gebildet. Die Röhre versinken im Morast bis über die Hufe. Mitten auf dem Acker plötzlich ein Soldatengrab. Kreuz und Helm spiegeln sich im angestauten Wasser. Darüber hängt ein grau-verhüllter Himmel. Es liegt einsam dieses deutsche Soldatengrab. Aber der da fiel, ist mitten unter uns.

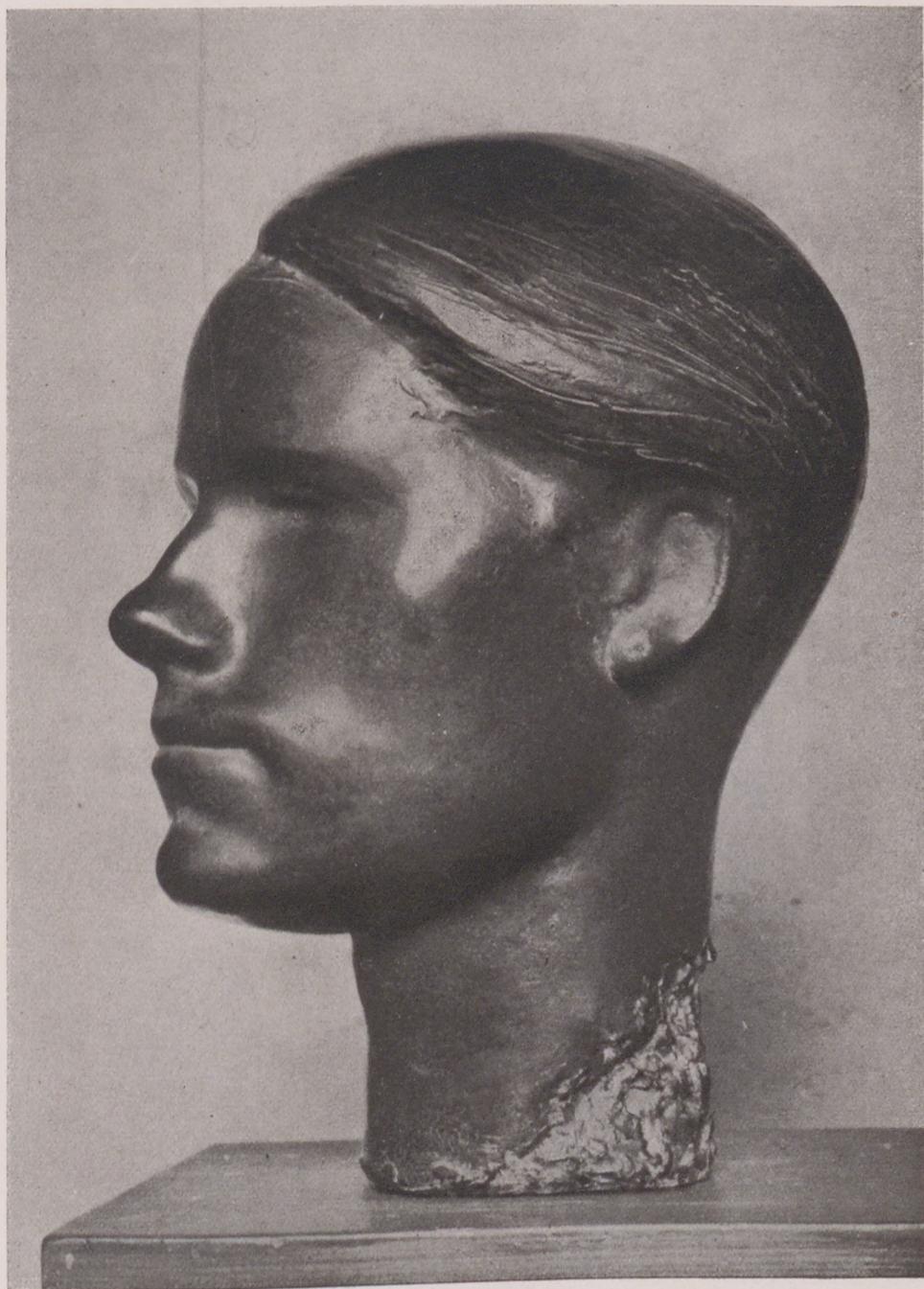
Die San-Niederung. Zu beiden Seiten flache und öde Ufer. Am Horizont qualmt es aus einer einsamen Bauernkate. Die Wege führen ohne Begrenzung quer über den Acker.

Bei Przemysl stößt die Bahn auf den San. Kurz vor der Grenzbrücke hält der Zug. Deutsche Grenzposten grüßen. Auf

der anderen Seite erweisen sowjetrussische Grenzen die Ehrenbezeugung. Wir schreiten noch ein Stück über die Gleise und Schwellen bis in die Mitte der Brücke. Unter uns rauscht der Grenzfluß. Zur Linken lehnt am gebirgigen Hang der Rußland zugesprochene Stadtteil, von Türmen und Kuppeln überragt. Zur Rechten erstreckt sich längs des San das zum Generalgouvernement gekommene Stadt-Drittel. Weiter unten spießen Eisenteile einer gesprengten zweiten Sanbrücke in das Grau des Himmels.

Eine Stadtrundfahrt bringt uns auf die Zusaniehöhen. Weit öffnet sich von hier aus der Blick über Przemysl diesseits und jenseits des San. Der Fluß windet sich wie ein silbernes Band durch die gebirgig karge Landschaft. An den Hängen stoßen wir auf einige alte österreichische Forts. Die Polen haben sie verfallen lassen.

Später erzählt mir ein Kamerad, der das alte österreichische, das polnische und das neue Deutsch-Przemysl erlebte, über das dreifache Wiedersehen mit dieser Stadt am San . . .



Zoltan Szeleffy

Porträt J. Pieper

Ja, wie war das vor fünfundzwanzig Jahren? . . .

Bei der Ankunft am Bahnhof schon tönte ein buntes Sprachgewirr aus Ohr. Soldaten aller der österreichischen Monarchie angehörenden Nationalitäten und Zivilisten, Deutsche, Ukrainer, Polen, sie alle Sprachen und riefen und lachten, zwischendurch alles übertönend schrillte immer wieder das Gemäusel der Juden, die in den langen schmierigen Kastranen überall zu sehen waren.

In den Straßen auch ein sehr abwechslungsreiches Bild: Vorherrschend die Uniformen und Einheitskleidungen der Schüler neben Zivilisten und — Juden. Die Geschäftsschilder waren dreisprachig beschriftet: polnisch, deutsch und ukrainisch. Es gab auch viele deutsche Geschäfte und Gaststätten; mitunter hatte man den Eindruck in einer deutschen Stadt zu sein. Bei näherer Betrachtung wurde dieser Eindruck durch den Schmutz und die vielen Juden bald verwischt, obwohl da und dort auf öffentlichen Gebäuden der Doppeladler prangte und die Türen der Monopolläden und die Postkästen schwarz-gelb angestrichen waren.

Eines fiel auf — die Deutschen sprachen ein eigenartiges Deutsch, in das sie viele polnische Sprachbrocken mischten. Das waren schon die Auswirkungen der zu Beginn des Jahrhunderts einsetzenden Poloniserungsbestrebungen, denen die Habsburger durchaus indifferent, wenn nicht gar fördernd, gegenüberstanden.

Überall in den Straßen herrschte reges Leben. Die Franziskanergasse, der Platz am Tor und die Mickiewiczgasse, wimmelten von Spaziergängern. Das war der „Corso“. Außerdem gab es noch zu beiden Seiten des Sanflusses wenig gepflegte, aber breite Alleen, in denen allabendlich die Promenade abgehalten wurde. Und erst am Schloßberg! Ein Leben, wie auf den San-Promenaden. In das alte Schloß war eine Gaststätte eingebaut. Da spielte eine Musikkapelle und lockte viele Spaziergänger an, die in den Parkanlagen um das Schloß lustwandelten. Unten auf dem San schwammen verankerte Pontons, auf denen Umkleidekabinen standen, und an heißen Sommertagen war die Wasseroberfläche voller kribbelnder Menschenleiber. Überall, wo man hinblickte, frohe Menschen und lebhaftes Treiben. Die Lichtspielhäuser luden mit greller Lichtreklame ein und die Straßen waren in hellen Lampenschein getaucht.

Und zehn Jahre später? . . .

Einige Zeit nach dem Weltkrieg war vergangen. Galizien, somit auch Przemysl, die Stadt mit 60 000 Einwohnern, gehörte zur Republik Polen. Das merkte man schon beim ersten Anblick. Die Bahnhofstafeln waren polnisch, die viereckigen polnischen Uniformmützen tauchten überall aus dem Straßengewühl auf und alle Schilder und Tafeln waren nur polnisch beschriftet. Überall war das Polnische mit besonderem Nachdruck betont. Gewaltfam über Nacht, kann man sagen, hatte man der Stadt, die soviel Merkmale deutscher Kulturträger besaß, ein polnisches Gewand geben wollen. Es war aber zu künstlich und nach polnischer Art zu wenig gründlich geschehen; die alten steinernen Gebäude sprachen deutlich die deutsche Vergangenheit aus, wenn auch auf ihnen der polnische Adler und rot-weiße Fahnen hingen.

Abgesehen von dem polnischen Deckmantel spielte sich das Leben wie früher ab. Genau das gleiche Bild auf der Franziskanergasse, auf den Uferpromenaden, am Schloßberg. Auch die Lichtreklamen der Kinos waren die gleichen, denn die Kinos hatten schon zu Österreichs Zeiten internationale Namen, die Juden, die Besitzer fast aller Vergnügungstätten waren, wollten doch alle „gut bedienen“ und bei niemandem Anstoß erregen. Statt der österreichischen waren jetzt die polnischen Uniformen zu gleichen Teilen mit den schmutzigen Kastranen der Juden zu sehen. Das Sprachgemisch beschränkte sich nur auf polnisch, ukrainisch und jiddisch. Deutsch hörte man überhaupt nicht.

Der Hauptverkehr spielte sich in der eigentlichen Stadt ab. Die Vorstadt am linken Sanufer — das heutige Deutsch-Przemysl — sie hieß damals Zazanie, bildete bloß einen Durchgangsweg und wurde nur zur Promenadenzeit am Ufer aufgesucht. Nicht eine einzige lebenswichtige Einrichtung der Stadt war links des San untergebracht.

Das war alles typisch für die Polen. Pompöses Leben, große Aufmachung, prächtige Paraden, aber das alles nur Fünche. Hinter diesen grellen Kulissen war alles morsch und es starrte überall vor Schmutz. Korruption und Günstlingswirtschaft, Betrug und Diebstahl waren an der Tagesordnung. An der Stadtperipherie verkamen die in Lumpen Gehüllten; auf den Promenaden spazierter aufgedonnerte Frauen in voller „Kriegsbemalung“, in den Kaffeehäusern saßen

rauchende und schnapstrinkende Männer. Arbeiten sah man keinen. Das stellte man aber nicht nur in Przemysl fest . . .

Als wir nun kurz nach dem Polenfeldzug durch die Straßen und Gassen gingen, war das alles wie ein Spuk weggeweht. Wir stießen auf erschreckende Zustände polnischer Verwahrlosung. Um nur ein Beispiel herauszugreifen — die Kasernen waren in einer Weise zugerichtet, daß unsere Soldaten in Schulen untergebracht werden mußten. Die Kasernen eigneten sich nur noch als Entlausungsanstalt.

Indessen hat die nach der deutsch-russischen Grenzziehung uns verbliebene Vorstadt ihr Gesicht geändert. Es ist eine neue Stadt entstanden. Die deutsche Verwaltung hat hier erst recht gründlich zugepackt und in einer Weise Wandel geschaffen, daß es den Polen geradezu wie ein Wunder erscheint. Was sind doch die Deutschen für Teufelskerle!

Vor allem — es gibt in Deutsch-Przemysl keine Juden mehr. Sie haben sich hier an der Grenze schnellstens aus dem Staube gemacht. Die übrigen hob der frische Wind hinweg, der vom Osten her die Sammiederung heraufgewirbelt kam. Ein gut Teil polnischer Staub und Dreck ging dabei auch gleich mit in die linden Lüfte. Was allzu hartnäckig liegen blieb, ist inzwischen über Bord gespült worden. Jener Kamerad, der das österreichische und das polnische Przemysl erlebt hat, brach angesichts der neuen Stadt Deutsch-Przemysl in Begeisterungsaussetzungen aus, wie . . . Nein, was ist aus der schmutzigen und vernachlässigten Vorstadt geworden! Hier entsteht eine saubere deutsche Stadt. Die Straßen werden ausgebeffert, Häuser hergerichtet, neue gebaut, Parkanlagen geschaffen; wohin man blickt, regen sich fleißige Hände und die Spuren jahrelanger Mißwirtschaft verschwinden. Vom Bahnhofsnraubau aus gelangt man am Krankenhaus vorbei in die Rathausstraße. Ein deutscher Straßennamen! Und die Straße macht ihm alle Ehre! Ein Stückchen weiter oben taucht ein stattliches, sauberes Gebäude auf. Schöne gotische Buchstaben grüßen von der Wand „Deutsches Hotel“. Gegenüber ein ebenso schmales Gebäude, die Stadthauptmannschaft von Deutsch-Przemysl. Von hier aus werden die Geschicke der jungen deutschen Stadt geleitet. Deutsche Uniformen beherrschen jetzt das Straßenbild. Die Aufschriften sind wieder dreisprachig. Zu solcher Großzügigkeit konnten sich die Polen niemals aufraffen.

Deutsch-Przemysl ist von einem pulsenden Arbeitsrhythmus erfüllt. Schon die langen rollenden Güterzüge kennzeichnen Bedeutung und Umschwung. Die Stadt ist einer der wichtigsten Umschlagplätze des deutsch-russischen Warenaustausches. Zug um Zug verläßt die Rampen. Unzählige Hände verladen herüber, hinüber. Es ist ein stetig laufendes Band. Aber auch in den Arbeitsstätten der Stadt pocht und hämmert ein neuer Werktag. Während bislang der russische Nachbar von der gegenüberliegenden Seite mit Gas und Wasser aushalt, konnten inzwischen wichtigste Versorgungsbetriebe auch diesseits errichtet werden. So ist u. a. die einstige Synagoge zu einem Elektrizitätswerk umgebaut worden. Der Betsaal wurde zur Maschinenhalle. Die Wände, die vor Schmutz starren, versah man bis zu einer gewissen Höhe mit einem Glasstrich; nur der obere Teil und die Decke, an denen verschiedene scheußliche Bilder und hebräische Sprüche prangen, beließ man der Kuriosität halber in ihrem ursprünglichen Zustand.

Einer der wichtigsten Umbauten aber war der des früheren polnischen sogenannten „Arbeiterhauses“ auf der Uferpromenade. Hier, wo so oft politische Heerversammlungen und deutschfeindliche Kundgebungen stattgefunden hatten, entstand als ein neuer kulturpolitischer Mittelpunkt im äußersten Osten ein deutsches Theater. Nun — es ist ein stattlicher Bau geworden und seiner Bedeutung würdig ausgestaltet. In goldenen Lettern liest man an der schlichten, aber geschmackvollen Fassade die deutsche Schrift „Stadttheater“. Die wehenden Fahnen des Großdeutschen Reiches schmücken die Stirnseite. Durch ein geräumiges stilvolles Foyer gelangt man in den Zuschauerraum, der mit Parterre und zwei Rängen 560 Plätze umfaßt. Weiß leuchten die Ränge rundum, nur von schmalen glitzernden Goldbändern unterbrochen. Auch ohne weitere Ausschmückung versteht der lichte Raum in feistlicher Stimmung. Vollkommen neu mußten Bühne und versenkbarer Orchesterraum angefügt werden. Man wählte auch hier eine bautechnisch überaus glückliche Lösung, die trotz knapp bemessenen Raumes einen raschen Szenenwechsel ermöglicht.

Wie Stadthauptmann Hahn in der Feierstunde der Eröffnung betonte, hat Generalgouverneur, Reichsminister Dr. Frank in Erkenntnis der Bedeutung dieser Grenzstadt die Schaffung eines

Der leistungsfähigste Ostseehafen

DANZIG

GOTENHAFEN



Der Großhafen für den Osten

des Großdeutschen Reiches, des Generalgouvernement, des Protektorat Böhmen und Mähren, Transit-hafen für den Westen der UdSSR, die Slowakei, Rumänien, Ungarn, Jugoslawien, Bulgarien

Moderne Lagerhallen, Kühlhallen, Speicher, Wasser- und Landlagerplätze für Holz usw.
Tankanlagen für Oel, Melasse usw.

Über 200 Umschlagsanlagen,

darunter Halb- und Ganzportalkräne, Schwimmkräne usw.
Günstige Tarife - Geschultes Personal
Pfleghche Behandlung der Güter

Auskünfte erteilt

**Der Staatskommissar
für den Hafen und die Wasserwege von Danzig**

Kaufmännischer Direktor

deutschen Theaters persönlich stärkstens gefördert. Ebenso unterstützte der Chef des zuständigen Distrikts Krakau, Gouverneur Dr. Wächter, den Theaterbau in jeder Weise, dessen Eröffnung aus seinem Munde nun über die Chronik der Stadt hinaus einen Markstein in der Geschichte des Generalgouvernements bildet. Dr. Wächter dankte dem Generalgouverneur für die Förderung dieses Unternehmens, dem Stadthauptmann und allen, die am Bau geholfen haben. Die Entwicklung der einstigen Vorstadtsiedlung zu einer selbständigen und lebensfähigen Stadt sei in vollem Fluß. Mit dem Geschenk des deutschen Theaters und der gleichzeitigen Eröffnung einer deutschen Oberschule würden neue wertvolle und unvergängliche Kraftquellen erschlossen. Der Deutsche, der hier an der Grenze eingesetzt sei, müsse mit Selbstbewußtsein und Selbstsicherheit aufzutreten wissen. Gouverneur Dr. Wächter erklärte das Theater und die Oberschule mit dem Wunsch für eröffnet, daß diese beiden neuen Kulturinstitute dazu beitragen mögen, von einer Wahlstatt, die so viel deutsches Blut getrunken habe, nun den nationalsozialistischen Geist Großdeutschlands auszustrahlen.

Die geschichtliche Feierstunde wurde von einem Streichorchester aus Angehörigen eines Musikkorps musikalisch umrahmt und wird denen, die sie miterleben durften, unvergeßlich bleiben. Dieses Ereignis historischer Einmaligkeit untermauerte am festlichen Abend noch die erste deutsche Theateraufführung. Das Staatstheater des Generalgouvernements spielte Hermann Burtes Schauspiel „Katte“. Hatte die Erstaufführung in der Hauptstadt Krakau schon außerordentliche künstlerische Höhepunkte erreicht, so steigerte sich die Darstellung in diesem Rahmen kulturpolitischer Sendung noch in Worten und Wucht, die einmal für die Güte des Ensembles sprach und zum anderen für deutsches dramatisches Schaffen schlechthin ein beredtes und lebendiges Zeugnis ablegte. Der Intendant des Staatstheaters Friedrich Franz Stamppe gab mit der Spielführung der Gestalt Friedrich Wilhelms mehr die polternde Art eines königlichen Hausvaters, der kompromißlos die politischen Ziele über persönliche Empfindungen stellt. Dieser

menschlicheren Verkörperung wurde Kurt Hendrich mit kraftvoller Prägung vollauf gerecht. Um so wirkungsvoller hob sich auf solchem staatspolitisch konsequenten Hintergrund die soldatische Formung Kattes ab, deren scheinbaren Zwiespalt Karl Schill zu gleicher Klarheit letzter Konsequenz steigerte, die ihm die Kraft gibt, als „erster Offizier für Friedrich zu fallen“. Den Weg des Kronprinzen von der leidenschaftlichen Empörung bis zur unerbittlichen Erkenntnis höherer Pflichterfüllung in diesem Leben und einem preußischen Staate zeichnete Rudolf Bechmann, in seiner Blut und Erstarfung am überzeugendsten in den Szenen mit Katte. Auch die übrigen hervorragenden Rollen, die der Königin mit Charlotte Tokan, der Prinzessin mit Grete Floitzgraf und des Kriegsrats von Mylius mit Fritz Remond, waren glücklich besetzt, so daß das Staatstheater des Generalgouvernements mit seinem Intendanten einen der erfolgreichsten Abende erlebte. Herzliche Dankbarkeit strömte den Künstlern mit rauschendem Beifall entgegen.

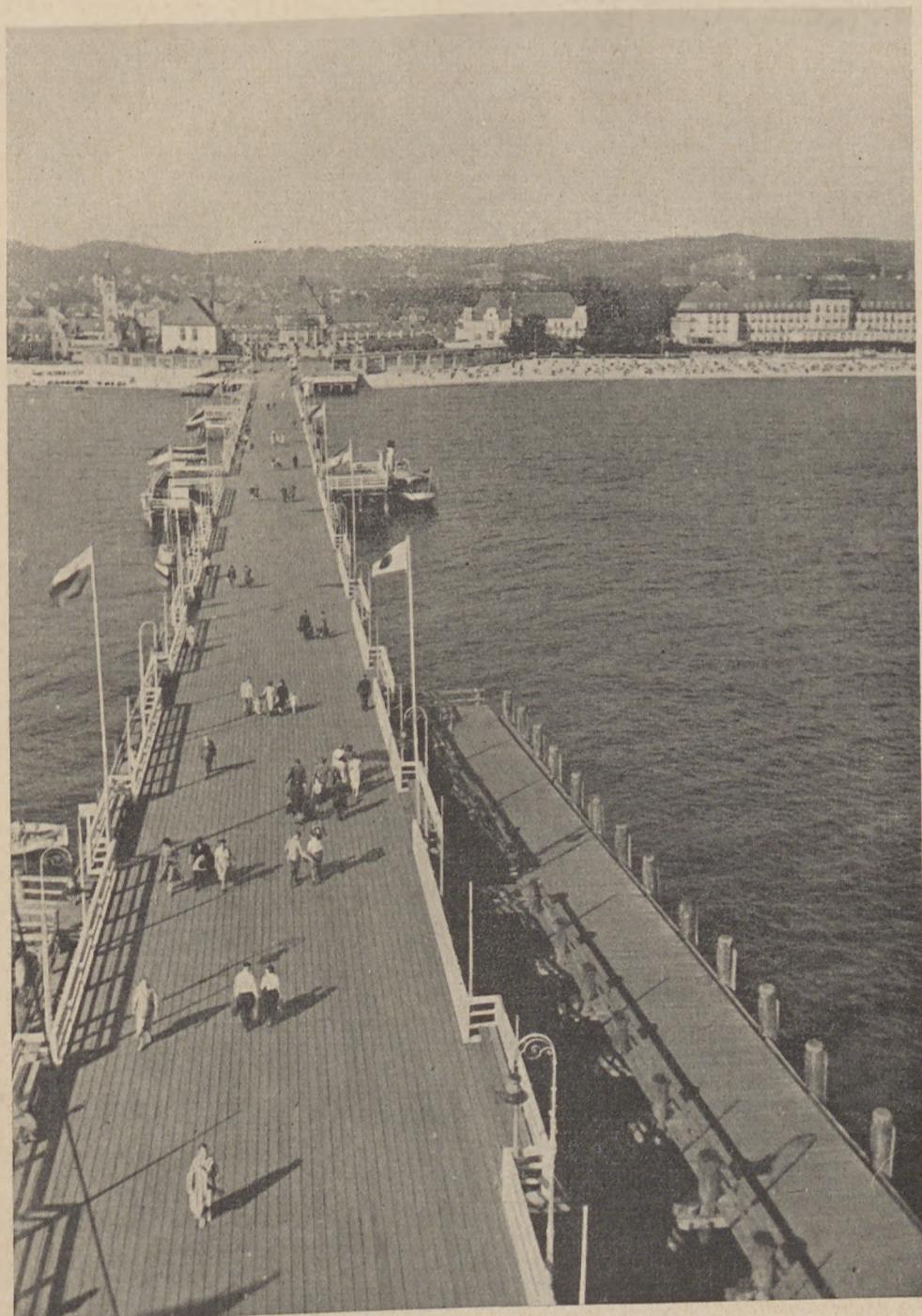
Im Stadttheater von Deutsch-Przemysl wird künftig das Staatstheater des Generalgouvernements in jedem Monat ein zweitägiges Gastspiel geben. Zwischendurch steht das Haus Frontbühnen zur Verfügung, während an fünf Tagen in der Woche jeweils Filmvorführungen stattfinden. Die Eröffnungsvorstellung bildete mit dem Filmwerk „Bismarck“ einen nicht minder verheißungsvollen Auftakt. Auch deutsches Konzertleben wird hier mehr und mehr seinen Einzug halten. So fanden bereits eine Reihe begeistert aufgenommener Wehrmachtskonzerte statt.

Tritt man nach dem Erlebnis deutscher Kunst und Musik aus dem Theater auf die Promenade hinaus, so will es fast unbegreiflich erscheinen, daß nur wenige Schritte weiterhin die Grenze fließt. Wie Silber in der mondhellten Nacht. Und über den San hinweg blickt man den Häusern von Rußisch-Przemysl in die Fenster, die matt hinüberblinken. Darüber ragen die Türme und der Schloßberg auf. Ihre plumpen Umrisse werfen verchwommene Schatten.

Bruno Hans Kirche.

ZOPPOT

mit seinem 600 Meter in die Ostsee hineinragenden Seesteg, dem längsten Europas



Neues Schrifttum zur Geschichte des Breslauer Rathauses

Breslau, Anfang März 1941.

Das Innere des Breslauer Rathauses wurde in den Jahren 1934 bis 1937 durch großzügige Erneuerungsarbeiten wiederhergestellt, deren Leitung in den Händen des städtischen Baurats Dr. Rudolf Stein lag. Das Unternehmen wurde im Rahmen der von der Reichsregierung veranlaßten Maßnahmen zur Arbeitsbeschaffung begonnen und dank der Opferbereitschaft der Stadt vollendet. In den letzten 50 bis 100 Jahren waren die Innenräume des Rathauses durch häßliche Hinzufügungen und Ergänzungen im Stile der sogenannten Neugotik und im „Muschelstil“ verunstaltet, Portale zugemauert und Freitreppen abgebrochen worden. Diese Schäden sind jetzt beseitigt, und der Besucher genießt wieder den Eindruck eines gepflegten und behüteten Bauwerkes. Seit dieser Zeit ist das Interesse der Breslauer Bevölkerung und der Schlesier überhaupt an dem schönen gotischen Gebäude wieder besonders lebendig geworden.

Bei festlichen Anlässen, bei Ausstellungen und Tagungen finden Führungen durch das Rathaus statt; in der Vorhalle warten dann sachkundige Führer und begleiten den Besucher, um ihm die Anlage, die Bauweise und die verschiedenen Räumlichkeiten zu erklären, ihn auf die Schönheiten und Besonderheiten mittelalterlicher Kunst hinzuweisen und nicht zuletzt, um ihm mitzuteilen, daß auch weitgereiste Kenner von dem Breslauer Rathause als dem herrlichsten gotischen Rathause ganz Deutschlands sprechen.

Diese Meinung ist gewiß nicht übertrieben. Man versenke sich an einem schönen, sonnigen Tage einmal in die Einzelheiten der reich gegliederten und verzierten Fassade des Rathauses, betrachte die Giebel und Erker, Zinnen und Türmchen, versuche die Inschriften und Gestalten zu deuten, die kunstvoll mit dem Zierat verbunden sind. Dann fühlt man sich in die Welt des Mittelalters versetzt mit ihrer Lebensfreude, ihrer Stärke und Kraftfülle, ihrem derben Humor und ihrer Gottesfurcht. Geradezu lustig wirken die Frieße unter dem Dachgesims; sie zeigen späßige Szenen aus dem Volksleben, Kämpfe von Rittern und Bauern, Jagdbilder, Markt-szenen und dergleichen mehr. Die Figuren der Könige, Bürger und Soldaten, der

Stadtschreiber und Ratsherren sind so ursprünglich und urdeutsch, daß man glaubt, mit alten Bekannten zusammenzusein.

Dem aufmerksamen Beobachter entgeht aber auch nicht, daß die einzelnen Bauteile die verschiedensten Jahreszahlen aufweisen. Da ist ein Erker aus dem Jahre 1480, ein anderer trägt die Jahreszahl 1548 und so fort. Auch sind neben dem gotischen Stil Bauelemente der Frührenaissance zu bemerken. Und wer sich die Mühe macht, die enge Treppe des Turmes zu erklimmen, um die kunstvolle Uhr mit der ältesten Glocke Schlesiens zu sehen, der entdeckt auf ihr die Inschrift:

„ANNO DOMINI MCCCCLXVIII. EN EGO CAMPANA
RARO PRONUNCIO VANA NOCTE
DIEQUE MORAQUE
PER ME PROVOCATUR ET HORA.

(Im Jahre des Herrn 1368. Siehe, ich, die Glocke, verkünde selten Citles. Bei Nacht und bei Tag wird Zeit und Stunde durch mich angesagt.)

Diese Mannigfaltigkeit der Bauteile und die zeitliche Verschiedenheit ihrer Entstehung sind daraus zu erklären, daß das Rathaus entsprechend dem fortschreitenden Wachstum der Gemeinde aus ersten Anfängen sich bis zu seiner heutigen Größe allmählich entwickelt hat. Die vorhandenen Baulichkeiten wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert erweitert, und Neues wurde unter Verwendung des Vorhandenen geschaffen.

Jede Stadt ist ein lebendiger Organismus, und das Rathaus ist sein Gehirn. Aus der Geschichte eines Rathauses kann man daher die Geschichte einer Stadt ableiten. Dieser Satz gilt in besonderem Maße von dem Rathause zu Breslau. Wer die Geschichte des Breslauer Rathauses schreibt, der schreibt zugleich in großen Umrissen die Geschichte der Hauptstadt Breslau.

Deshalb kommt den Werken, die in den folgenden Zeilen erwähnt werden, eine größere und allgemeinere Bedeutung zu, als sie sich selber geben. Sie sind in Wahrheit ein Beitrag zur Geschichte Schlesiens und des deutschen Ostens.

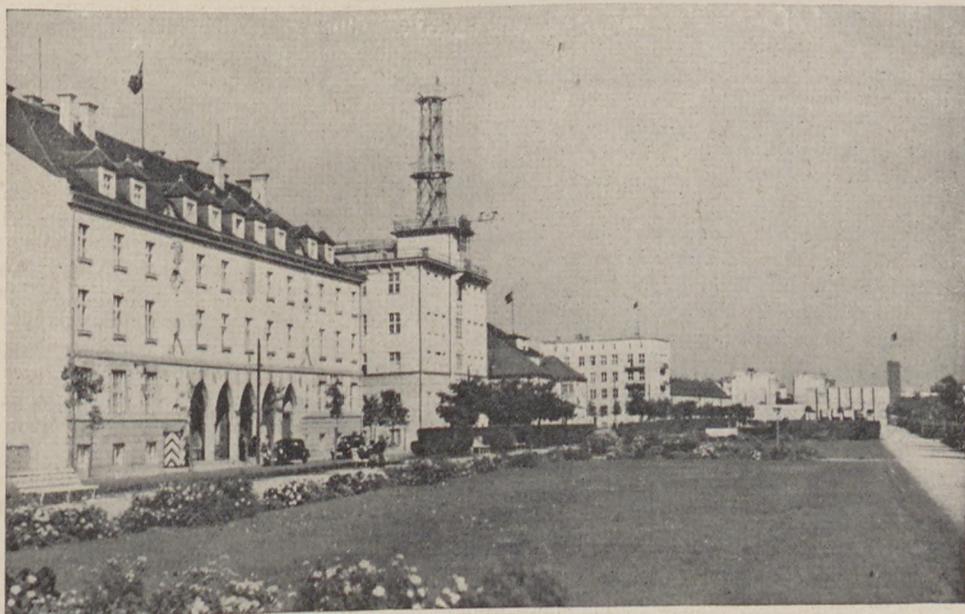
„So einmütig die Meinungen über die einzigartige Schönheit unseres Breslauer Rathauses sind, so hat die Eigenart seiner sich über 2½ Jahrhunderte erstreckenden baulichen Entwicklung auch

Gotenhafen

die aufstrebende Stadt mit günstigen Entwicklungsmöglichkeiten für

Handel, Handwerk und Industrie

Auskunft: Verkehrs- und Werbeamt der Stadt Gotenhafen



dazu geführt, daß über die ersten Anfänge dieses großartigen Zeugen des mittelalterlichen Breslaus die Darstellungen teilweise auseinandergehen“, schrieb kürzlich die „Schlesische Tageszeitung“ unter der Überschrift „Das Rathaus unter der Lupe des Forschers“ und sucht die breite Öffentlichkeit mit der Problematik der Rathausgeschichte bekanntzumachen. Als Hauptursache hierfür benennt sie die Tatsache, daß nur wenige schriftliche Aufzeichnungen vorhanden und die Geschichtsschreiber im wesentlichen auf die Auslegung der Stilmerkmale angewiesen seien.

Die erste Geschichte der Rathausentstehung schrieb Hermann Luchs im Jahre 1860. Alwin Schulz wies im Jahre 1868 nach, daß die ältesten Bauteile des Rathauses am Ende des 13. Jahrhunderts entstanden sein müssen.

Aber erst in neuerer Zeit wurden eingehendere Darstellungen veröffentlicht. Zu erwähnen sind vor allem die drei Werke von Dr. Rudolf Stein: „Der Große Ring zu Breslau“ 1935, „Das alte Breslau, eine gotische Großstadt“ 1936 und „Das Rathaus und der Große Ring zu Breslau“ 1937. Das bedeutendste Werk aber erschien vor wenigen Wochen: Dr. phil. habil. Kurt Bimler, „Das Breslauer Rathaus. Seine Gestaltung, Ausstattung und Geschichte“. 1941. (Heydebrand-Verlag, Breslau). Dr. Steins Bücher sind in einer mehr allgemeinverständlichen, erklärenden Form gehalten, während Dr. Bimlers neues Buch das Ergebnis einer kritischen Forschungsarbeit ist und sich vorwiegend an den Fachmann wendet. Es scheint die Problematik der Rathausgeschichte in einer gewissen abschließenden, endgültigen Weise darzustellen. Jedenfalls hat es als das grundlegendste Werk seiner Art zu gelten. Darin liegt die große Bedeutung dieser Neuerscheinung.

Das Buch Dr. Bimlers wird eingeleitet von einer Übersicht über das gesamte Bauwerk. Das Rathaus atmet, wie der Verfasser feststellt, „den Geist bauender und schmückender Generationen mehrerer Jahrhunderte“. An der Südostecke ist in kleinen Rundbogenfenstern und an dem Turmunterteil die Romantik zu finden. Auf der Ostseite weisen Fenster und Eingangsportal auf die Spuren der reifen Gotik hin. Der Giebel des hohen Daches, der achtseitige Oberteil des Turmkörpers und die gesamte Südfassade sind im Stile der spätesten Gotik gehalten. Einflüsse der Re-

naissance sind an den Gesimsen der Südfassade und an einigen Erkern nachweisbar, während das Westportal die Sprache des Frühbarock redet. Im Inneren des Rathauses ist das gleiche Vielerlei der Stilarten zu bemerken, wozu sich noch Bauelemente des Barock, Rokoko und Klassizismus gesellen. Doch innen wie außen dominiert die Gotik. Das stilistische Vielerlei hat, wie Bimler nachweist, nicht zu einem uneinheitlichen, verwirrenden Bild geführt, sondern eine großzügige, von 1470 gefaßte Idee der Schaffung eines Festsaales „die bedeutungsvolle Konzentration der architektonischen Komposition erzielt und damit die Notwendigkeit seiner Erhaltung in den vorgezeichneten Bahnen bewirkt“.

Unter Verwendung graphischer Darstellungen und zahlreicher Lichtbilder führt uns der Verfasser durch die Räume des Rathauses, von der Eingangshalle in die Vogtei, durch die sogenannte Grüne Stube, in das Turmzimmer, in die Ratsstube, den Fürstensaal und den Remter. Überall gibt er ausführliche stilistische Erklärungen und historische Hinweise.

Den wichtigsten Teil des Buches bildet die eigentliche Baugeschichte des Rathauses.

Der dem Ursprung nach älteste Teil des Hauses ist die Erdgeschosshalle mit dem an der Westseite stehenden Turm. Bimler verteidigt gegenüber der von Stein vertretenen Auffassung, daß diese Erdgeschosshalle — in einer Baurechnung von 1299 consistorium genannt — als Versammlungs- und Gerichtsstätte erbaut worden sei, seine und die bisher übliche Meinung, daß die Halle als Lager- und Verkaufsstelle leicht entzündbarer Waren gedient habe. Als Begründung führt er an, daß man nach der Stadgründung bestimmt nicht daran gedacht habe, ausgerechnet für die seltenen Bürgerversammlungen, die zunächst gar nicht oder unter freiem Himmel stattfanden, eine so massive Halle mit über 1½ Meter starken Mauern zu erbauen. Die Gerichtsstätte sei vielmehr in der später errichteten Osthälfte untergebracht worden, zumal die Stauensäule und die figürlichen Rechtswahrabzeichen noch heute dort zu finden seien. Die Erdgeschosshalle sei gegen 1250 oder 1260 entstanden. Gleichzeitig oder kurz danach, so führt Bimler in seinem Buch weiter aus, sei als isoliertes Gebäude die sogenannte Vogtei entstanden, die der Amtsraum des herzoglichen Richters, des Erbvogts,

BERGTRANS

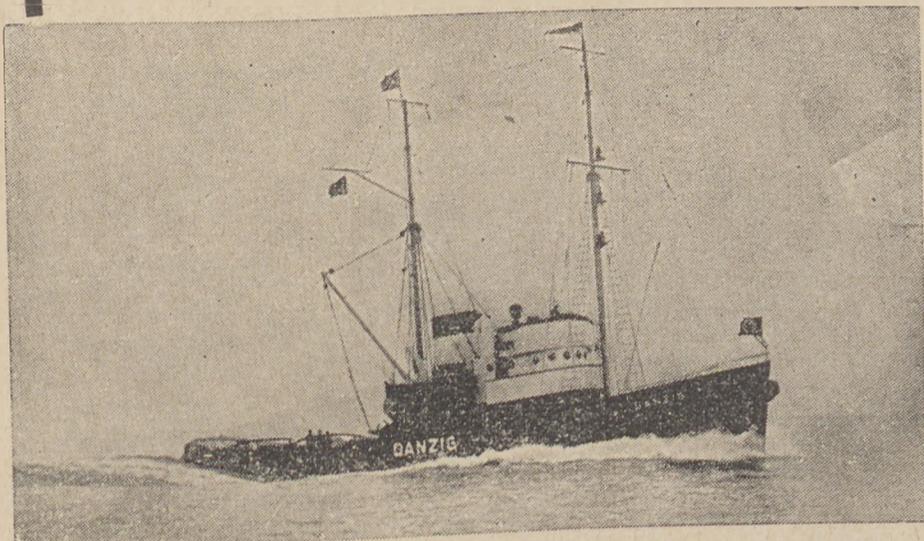
SCHIFFFAHRTS-AKT.-GES.



Schiffsmakler und Linien-Agenten
Stauerei
Kohlencxport, Bunkerkohlen
Passagier-Verkehr
Havarie-Agenten

DANZIG, LANGER MARKT 3

Telefon 225 41, (13 Linien), Telegr. Bergtrans
Zweigkontor GOTENHAFEN, Pillauer Str. 3, Telefon 2757 und 4861



BUGSIER-

REEDEREI- UND BERGUNGS-GMBH. — DANZIG, LANGER MARKT 38

SCHLEPPSCHIFFFAHRT, BERGUNGEN

Schlepper aller Größen · Tag- und Nachtdienst
Telefon: 35297, 24491, 24497 — Telegramm-Adresse: „Bugsier“



BEHNKE & SIEG, DANZIG

Reeder, Schiffsmakler
Befrachtungs- und Bunkeragenten

TELEGRAMME: „BEHNSIEG“

Hauptkontor:
DANZIG, Langer Markt 20
Telefon Sammel-Nr. 23541

Hafenkontor:
NEUFAHRWASSER
Telefon Nr. 35341/42

Hafenkontor:
GOTENHAFEN
Telefon Nr. 1908

gewesen sei. Diese beiden Baulichkeiten seien die Grundlage für das spätere Rathaus geworden.

An Hand von Baurechnungen und sonstigen Urkunden hat der Verfasser für sein Buch einen übersichtlichen Grundriß hergestellt, und die einzelnen Perioden der Baugeschichte in ihm durch verschiedene Schraffierungen gekennzeichnet. Auf diese Weise ist ein leicht verständlicher

Überblick über die komplizierte Entstehungsgeschichte des Rathauses gewonnen worden. Immer größer und vollender sehen wir bei der Durcharbeitung dieses Wertes das Rathaus vor uns entstehen, an dem wir täglich vorübergehen.

Wir wünschen diesem gründlich und gewissenhaft geschriebenen Buch, daß es den Weg in alle Schichten des Volkes finden möge!

Dr. Kurt Schwarzer.

Das Stettiner Kulturinstitut, eine neue Stätte der Bildung

Stettin, Anfang März 1941

Die rege Vortragstätigkeit, die in den letzten Wochen in Stettin herrschte, lenkt die Aufmerksamkeit auf das Kulturinstitut der Stadt Stettin, das einen wesentlichen Anteil daran hat und überdies in so starkem Maße das Verständnis für das Vortragswesen hob, daß beispielsweise ein Vortrag mit philosophischem Thema — Nietzsche in der Weltanschauung der Gegenwart stand zur Betrachtung — die für derartige Veranstaltungen ungewöhnliche Zahl von über sechshundert Besuchern aufweisen konnte.

Freilich hat der Redner des Abends — der Gauerschulungsleiter von Pommern und jetzige Regierungspräsident von Schneidemühl, Paul Eckhardt — immer die Vortragssäle zu füllen gewußt, aber der Abend ließ besonders deutlich werden, daß er, der auch der Leiter des Kulturinstituts ist, gerade in den Kreisen der Besucher dieses Instituts eine aufmerksame Gemeinde hat.

Was hat man nun unter dem Kulturinstitut zu verstehen? Der Name besagt zunächst nur, daß es sich um eine kulturelle Einrichtung handle. In Stettin ist die Anstalt während ihres nun fast dreijährigen Bestehens zu einem festen Begriff geworden, aber man muß wohl für den Nicht-Stettiner sagen, daß es sich um eine Bildungsanstalt handelt, die nicht als Wissensautomat und auch nicht sozusagen „hauptberuflich“ aufgezogen ist, vielmehr um eine Einrichtung, die eine Bildung des erwachsenen Menschen im Sinne der Formung erstrebt, und die ihm wohl in seinem beruflichen Wirken zu Nutzen gereichen kann, ihn aber in seinen außerberuflichen Neigungen erfasst. So formt das Kulturinstitut den Menschen sowohl in seiner weltanschaulich-

charakterlichen Substanz als auch in seinen wissensmäßigen Anlagen.

Ideelle Träger und Förderer der Einrichtung sind die Partei und die Stadt Stettin. Erhalten wird sie aus Mitteln der Stettiner Kulturstiftung, der ein Kuratorium — an seiner Spitze der Oberbürgermeister der Stadt — vorsteht. Leiter des Instituts ist seit der Gründung der Gauerschulungsleiter Paul Eckhardt. Mitglied des Kulturinstituts kann jeder Volksgenosse werden, der das 15. Lebensjahr vollendet hat, wenn er sich in die Mitgliederliste einträgt und dafür eine Eintragungsgebühr von 2 Mark entrichtet. Angehörige der Wehrmacht, des Reichsarbeitsdienstes, der HJ. und des NS-Studentenbundes sind von der Entrichtung dieser Gebühr befreit. Die Mitgliedschaft sichert den Interessierten gewisse Vorteile beim Besuch der Studienwochen und Sonderveranstaltungen.

Die eigentliche Wirksamkeit des Instituts setzt sich nun aus einer Reihe von Zweigen zusammen, die im Prinzip seit der Gründung im Herbst 1938 die gleichen geblieben sind. Diese Zweige sind: die Studienwochen, die Sonderveranstaltungen und die Studiengemeinschaften.

Die Studienwochen, deren es durchschnittlich in jedem Wintermonat eine gibt, bringen im Verlaufe einer Woche eine Reihe von Vorträgen unter einem leitenden Thema, wie zum Beispiel „Bevölkerungspolitik und Rassenpflege“, „Deutsche Kunst“, „Die wirtschaftliche Neuordnung Europas“ oder „Kolonialpolitik“. Zu jedem Abend wird ein bedeutender Kenner von Einzelfragen aus dem jeweiligen Komplex verpflichtet. Die Vorträge sind öffentlich und für die Mitglieder des Kulturinstituts meist zum halben Satz zugänglich. Im Rahmen dieser Studienwochen haben — womit das

BANK DER DEUTSCHEN ARBEIT A. G.

Niederlassung Danzig, Langer Markt 9—10, Fernruf Nr. 280 41 / Telegramm-Adresse: Arbeitsbank

Durchführung aller bankmäßigen Geschäfte

Annahme von Spargeldern

Gefolgschaftssparen

Hauptsitz: Berlin C 2, Wallstraße 61—65, Märklisches Ufer 26—34

Niederlassungen in allen Teilen Großdeutschlands

OSTDEUTSCHE PRIVATBANK A. G.

(vorm. Danziger Privat-Actien-Bank)

Danzig, Langgasse 32-34

Telegramm-Adresse: Privatbank / Fernruf Nr. 254 41 und 280 87

Gegründet 1856

Niederlassungen:

POSEN / BROMBERG / THORN / GRAUDENZ / PR.-STARGARD / GOTENHAFEN / LAUENBURG i. Pom. / STOLP

Depositenkassen:

DANZIG, Stadtgraben 12 / LANGFUHR, Adolf-Hitler-Straße 80 / NEUFABRICKWASSER, Olivaer Straße 8
ZOPPOT, Am Markt

Erledigung sämtlicher Bankgeschäfte



Seit 1858 im Dienst des Danziger Hafens:

F. G. REINHOLD

Schiffsreederei und Schiffsmakler

Vertretung bedeutender Dampfer-Linien

Abfertigung von Seeschiffen aller Art

HELMSING & GRIMM

Reeder und Schiffsmakler

Danzig

Langgasse 16, Telefon 27735/36

Gotenhafen

General-Litzmann-Platz 11, Tel. 4240

Drahtwort: „Helmsing“

Format der Abende angedeutet sei — u. a. gesprochen: Prof. Dr. Bäumler, Prof. Burgdörfer, Prof. Koellreutter, Staatssekretär Studart, Staatssekretär Freisler, Prof. Grimm, Prof. Haushofer, bedeutende Lehrer der Universität Greifswald, die überhaupt in starkem Maße ihre Kräfte zur Verfügung stellt. Daß jedem der Besuch dieser Wochen möglich ist, mag man daraus ersehen, daß die Mitglieder der Besuch aller Abende einer Studienwoche nicht mehr als 1,50 Mark kostet.

Das Bemerkenswerte an den Sondernveranstaltungen ist die Tatsache, daß sie größtenteils in Verbindung mit den örtlichen kulturellen Verbänden durchgeführt werden. So finden die Vortragsreihen des Stettiner Museumsvereins, der Deutschen philosophischen Gesellschaft, der Heimatverbände und anderer Gruppen jeweils in Gemeinschaft mit dem Kulturinstitut statt, so daß praktisch der größte Teil des Stettiner Kulturlebens in die Arbeit des Kulturinstituts eingepaßt wurde. Dieser Umstand hat sowohl den Ortsverbänden wie dem Kulturinstitut neue Freunde gebracht und ist — soweit ersichtlich — ohne Vorbild.

Die Studiengemeinschaften finden den ganzen Winter über an bestimmten Wochentagen statt. Hier sammeln sich für ein bestimmtes Thema Interessierte um den Leiter der Studiengemeinschaft, der in Vorträgen und Besprechungen den Fragenkomplex lockert und nicht nur Wissen vermittelt, sondern zur Eigenarbeit anregt. Die Studiengemeinschaften, deren es in diesem Winter außer den sprachlichen wieder neunzehn gibt (und deren Zahl in jedem Jahr ein wenig schwankt), sind in bestimmten Gruppen thematisch zusammengefaßt, jede Abteilung hat ihren Leiter wie auch die einzelne Gemeinschaft. Die Zahl der Leitworte der Studiengemeinschaften ist fast unbegrenzt; die Themen sind aus der Wissenschaft (Geschichte, Geographie, Kunstgeschichte, Geopolitik), der Kunst (Theater, Musik usw.) oder aus der Politik geschöpft, und so kann jeder sich im Rahmen seiner Neigungen vervollkommen. Auch hier sind die Vermögensverhältnisse kein Hindernis: die Mitglieder des Instituts zahlen für die Teilnahme an einer solchen Gemeinschaft zwischen 2 und 3 Mark für die ganze Periode.

Besondere Aufmerksamkeit hat man in diesem Winter den Sprachstudien-gemeinschaften gewidmet. Sie umfassen fast alle europäischen Sprachen.

Hier wird nicht nur die Grammatik gepaukt, hier werden nicht allein Vokabeln gelernt, vielmehr treibt man regelrechte Studien, um in den Geist einer Sprache einzudringen. Wesentlich ist dabei, daß die Teilnehmer an den Sprachstudien-gemeinschaften verpflichtet sind, auch landeskundliche Vorträge über das Land zu hören, denen ihr sprachlicher Eifer gilt. Die Ausbildung erfolgt hier in enger Zusammenarbeit mit der Auslandswissenschaftlichen Fakultät der Berliner Universität und steckt sich das Ziel, den Teilnehmer soweit zu bringen, daß er eine Prüfung ablegen kann. Das ganze kostet im Monat 5 bis 6 Mark.

Als Leiter der Studiengemeinschaften verpflichtete man Fachkräfte, vorwiegend solche, die in Stettin ansässig sind: Sachbearbeiter der Partei und der Behörden, Professoren, Studienräte, Museumsdirektoren, Kuratoren, Privatgelehrte, Intendanten und Künstler. Sie alle bieten die Gewähr dafür, daß bei guter Sachkenntnis die lebendige Beziehung zur Gegenwart nicht vergessen wird.

Wer besucht nun, wird man fragen, ein solches Institut? Und lohnt die Beteiligung der Bevölkerung den Einsatz? Nun, unter den Teilnehmern sah man im Anfang vorwiegend ältere Jahrgänge, aber in den letzten beiden Jahren hat sich die Zusammensetzung entscheidend gewandelt. Es sind nun vorwiegend junge Menschen, die die Stunden nach dem Beruf (der Betrieb setzt fast ausnahmslos in den Abendstunden ein) nutzbringend verwerten wollen, Handwerker und Angestellte männlichen und weiblichen Geschlechts.

Waren es im Winter 1939/40 rund 1000, die ständig an den einzelnen Studiengemeinschaften und 300, die an den laufenden Sprachgemeinschaften teilnehmen, so erhöhten sich die Zahlen für den Winter 1940/41 für die allgemeinen Studiengemeinschaften auf 1060 und für die Sprachgemeinschaften auf rund 450, so daß jetzt gut 1500 Menschen zu den ständigen Besuchern des Kulturinstituts gehören. Die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder beträgt gegenwärtig rund 1300. Der geringere Wert dieser Zahl gegenüber den Teilnehmern an den Studiengemeinschaften ergibt sich daraus, daß einzelne an mehreren Studiengemeinschaften teilnehmen und daher doppelt gezählt wurden. Die Zahl der in den Studienwochen, Sonderveranstaltungen und Studiengemeinschaften Erfassten betrug für den Winter 1939/40 14 663, sie wird aber bei einem jetzigen Stand von über

Wilhelm Kaeseberg

Danzig

Kontor: Hopfen-
gasse Nr. 93



Fernsprecher
24119 u. 28060

Gegründet 1857

Otto Gross & Co.

Danzig, Hundegasse 91-92

Telefon Nr. 23941 / Telegramm-Adr.: Barbara

Einfuhr von Kaffee, Tee, Gewürzen und anderen Kolonialwaren
sowie Konserven, Fruchtpulpen, Fruchtsäften usw.

Selbiger & Hirschberg

Inhaber Otto Burtowski

Kolonialwaren-Import

Hopfengasse 26/27

Danzig

Telefon Nr. 21197

Karl Rieck

KOLONIALWAREN-IMPORT

Danzig

10 000 in dem laufenden Winter noch übertroffen werden.

Man darf in einer an große Zahlen und Erfolge gewöhnten Zeit diese Zahlen nicht unterschätzen. Was es für eine Stadt bedeutet, wenn ständig fast eineinhalb tausend Menschen in einem einzigen Bildungsinstitut erfasst werden, kann jeder ermessen, der in der Lage ist, einen Vergleich mit den Besuchszahlen der Universitäten anzustellen. Man darf füglich behaupten, daß hier das Kulturinstitut der Stadt Stettin den Charakter einer kleinen Universitas angenommen hat, wobei — um jedes Mißverständnis auszuschalten — eingeflochten sei, daß es weder dem Kulturinstitut vorschwebt, eine Universität zu ersetzen oder nachzuahmen, noch bei der Gründung Zweifel darüber bestanden, daß hier ganz andere Voraussetzungen gegeben und daher ganz andere Wege zu gehen seien: man wollte eine echte Volksbildungsstätte schaffen. Wenn man dazu bedenkt, daß es sich um eine zusätzliche Bildungseinrichtung handelt, die ihre Verbefraft lediglich aus der Qualität des Gebotenen schöpft, so müssen die Zahlen in Erstaußen versehen; dies um

so mehr, als wir uns im Kriege befinden, der sich damit in keiner Weise als kulturhemmend zeigt: er beweist vielmehr, in wie starkem Maße dem deutschen Volke die Bildung ein Lebensbedürfnis und eine der Waffen in der totalen Mobilmachung ist.

Die Wege, die hier mutig beschritten wurden, haben sich als richtig erwiesen. Es ist daher kein Wunder, daß eine Stadt wie Schneidemühl, in der der Gau-
schulungsleiter jetzt als Regierungspräsident wirkt, sich die Erfahrungen Stettins zunutze machte und ebenfalls an die Gründung eines solchen Kulturinstituts ging, das auf dem besten Wege ist, für Schneidemühl das zu verwirklichen, was für Stettin schon zur Wirklichkeit geworden ist. Daß dabei bereits Höhepunkte erreicht wurden, die für das Kulturleben des Gaues Pommern von Bedeutung waren, bezeugte die „Schneidemühler Kunstwoche“ im Rahmen der Arbeit der Schneidemühler Volksbildungsstätte. Darüber war im letzten Hefte hier schon die Rede.

Walter Reinders.



Schlicht & Wollmann

Herings-Einfuhr und Ausfuhr
Danzig

Gustav Corindt, Eduard Lepp Nchf.

Kolonialwaren-Großhandlung

DANZIG
Kuhbrücke Nr. 1

Gerhard Eggebrecht

Danzig, Hopfengasse 26-27

Import — Kolonialwaren

Einfuhrgroßhandel - Drogen - Chemikalien - Harz - Terpentinöl -
Wachs - Gummi - Tran - Firnis - Lackrohstoffe

GÖTZEN

ORIGINAL DANZIGER LIKÖRE

Kurfürstlicher Magen

Danziger Goldwasser

Danziger Bowke



Julius von Götzen, Fabrik Original Danziger Liköre, Danzig

**Danziger
Aktien-
Bierbrauerei**

empfiehlt ihre

**anerkannt
guten
BIERE**

Danzig = Westpreußen — Wirtschaftliches Neuland

Mit der Rückgliederung Danzig-Westpreußens in das Reich sind für die Wirtschaft in diesem weiten Raum neue und ungeahnte Möglichkeiten entstanden. Das rege Schaffen im Reichsgau Danzig-Westpreußen wird in der „Danziger Wirtschafts-Zeitung“ festgehalten. Diese bedeutende wirtschaftspolitische Zeitschrift für den Osten hat es sich zur Aufgabe gemacht, die gegebenen wirtschaftlichen Möglichkeiten zu erschließen und an der Verbreitung und Vertiefung nationalsozialistischer und nationalwirtschaftlicher Gedankengutes mitzuhelfen.

Wer über die volkswirtschaftlichen Bestrebungen im Osten unterrichtet sein will, kann auf die „Danziger Wirtschafts-Zeitung“ nicht verzichten. Die Zeitschrift ist zu beziehen durch den Verlag, die Postanstalten sowie durch den Buchhandel. Abonnementpreis vierteljährlich RM. 2.70 zuzüglich Postgebühren. Einzelhefte RM. —.50.

Danziger Wirtschafts = Zeitung

im Verlag „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H.,
Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12

BIBLIOTEKA
Uniwersytecka
Gdańsk

C-III 1331



Der „Danziger Vorposten“ ist der Träger nationalsozialistischer Befriedungspolitik im Osten. In den zehn Jahren ihres Bestehens hat diese große Tageszeitung mit zur Stärkung und Erhaltung des Deutschtums im Osten beigetragen. Die Befreiung Danzigs und Westpreußens, für die sich der „Danziger Vorposten“ aktiv einsetzte, stellte diese bedeutende nationalsozialistische Kampfzeitung vor neue große Aufgaben: Der Reichsgau Danzig-Westpreußen, der gesamte Osten muß deutsch werden!

678, 75
783, 98
1462, 73

Danziger Vorposten

Die Zeitung für nationalsozialistische
Befriedungspolitik im Osten

+

Kostenlose Probenummern durch den Verlag „Der Danziger Vorposten“
G. m. b. H., Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12.